HEIMATATLAS DES KREISES ALFELD

1. TEIL

HEIMATATLAS
DES
KREISES ALFELD

1. TEIL

UR- UND FRÜHGESCHICHTE

IN BILD UND WORT

Bücherei
der Stadtschule Elze/Hann.
Nr.

WILHELM BARNER

SCHRIFTENREIHE DES HEIMATMUSEUMS ALFELD

Nr. 5

Vorwort

Unser 1953 erschienener "Heimatatlas des Kreises Alfeld" hat in allen von ihm angesprochenen Kreisen gute Aufnahme und darüber hinaus eine große Leserschaft gefunden. Er ist in zweiter Auflage vergriffen.

Diese Tatsachen haben zu dem Entschluß geführt, das Werk zu erweitern und in nachstehenden Teilen herauszubringen:

1. Ur- und Frühgeschichte in Bild und Wort,
2. Der Kreis Alfeld physikalisch und in seiner politischen Entwicklung (Heimatatlas des Kreises Alfeld, erweiterte 3. Auflage, erscheint 1958),
3. Landschaft und Wirtschaft im Alfelder Raum (erscheint 1959).

Nur durch allseitige und großzügige Unterstützung wurde es möglich, auch diesen Band unserer Schriftenreihe zu einem volkstümlichen Preis herauszubringen. - Die Hannoverschen Papierfabriken in Alfeld stifteten wiederum den gesamten Papierbedarf, und der Kreis Alfeld - Kreistag und Kreisverwaltung - förderte die Arbeit durch einen Druckkostenzuschuß. Das sei mit herzlichem Dank hier vermerkt. Ebenso gilt es, meinen Mitarbeitern, die an anderer Stelle namentlich aufgeführt sind, und der Firma K. H. Gäth, Kleinoffsetdruckerei, Alfeld/Leine, in aller Verbundenheit zu danken.

Alfeld, im August 1957

Wilhelm Barner

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort - Inhalt - Quellen und Literatur 1

I. Einführung und Zielsetzung 2

II. Die Eiszeiten: Ursache - Der weiße Tod - Der Raum unserer Heimat wird geformt 2

Tafel: Eiszeiten und Urgeschichte im Land an der Leine 3

Mitteleuropa während der Eiszeiten - Der Feuerstein - Findlinge - Der heimische Acker entsteht - Quartärschichten bei Gronau 4

Kältegewohnte Pflanzen - Die Wälder - Tiere der Eiszeit 5

III. Die Altsteinzeit: Werkzeuge der Frühstufe - Kampf mit einem Höhlenbären - Die Altsteinzeit - Vom Feuer 6

Karte der Altsteinzeit - Der Mensch der frühen Nacheiszeit - Werkzeuge des Jungpaläolithikums - Wildpferdejagd am Kanstein 7

IV. Die Mittelsteinzeit: Ausgrabungen von Wohnplätzen - Karte - Rentierhirten bereiten eine Fischmahlzeit - Die Mittelsteinzeit 8

Das Beil - Jagd auf Enten im Einbaum - Geräteschatz der Mittelsteinzeit - Vom schöpferischen Urmenschen 9

V. Die Jungsteinzeit: Techniken der Steinbearbeitung - Gebrauch der Steinwerkzeuge 10

Erläuterung der Steinbearbeitung - Bäuerliche Gesellschaftsordnung - Gefäße der bandkeramischen Kultur - Steinzeitsiedlung bei Eime 11

Tafel: Das Urvolk im Land an der Leine entsteht 12

Urgeschichtliche Getreidearten - Hudebauern und Ackerleute bei Wetteborn 13

Vom Getreide zum Brot - Müllerinnen bei der Arbeit - Vom Brotbacken 14

Garten- und Feldfrüchte - Waffen der Steinzeit - Gehöft um 2000 v. Chr. G., Feldmark Deinsen - Vom Hausbau 15

VI. Die Bronzezeit: Karte der Bronzezeit - Gürtelscheibe und Ziermuster - Die Bronzezeit - Männergerät und Waffen 16

Bronzeguß - Frauenschmuck - Beim Bronzegießer 17

Töpferwerkstatt - Vom Wirken an Wocken und Webstuhl 18

Spinnerin - Frau am Webstuhl - Schnitt einer Frauenbluse - Männerkleidung 19

Die Grabstätten - Baumsargbestattung - Urne in einer Hügelgrabkammer - Von höheren Wesen - Fund aus den Quellen der Apenteiche 20

Tafel: Hochzeit an den Apenteichquellen 21

VII. Die vorchristliche Eisenzeit: Karte der Eisenzeit - Fibel und Perle 22

Das Eisen - Eisenschmelze - Hof unter der Tegge bei Deilmissen - Gefäße aus der Feldmark Sehlde 23

VIII. Die nachchristliche Eisenzeit: Stammeskarte - Die nachchristliche Eisenzeit - Reiterbegräbnis bei Gronau 24

Von Hudebauern und Ackerleuten - Die Müllerin von Gudingen - Hof zu Gudingen, Feldmark Eime - Gefäße um 800 bis 1000 n. Chr. G. 25

IX. Vom Verkehr und Handel der Urzeit: Straßenkarte - Germanische Fibeln - Straßenbau - Vom Verkehrs- und Straßenwesen 26

Römer im Lande - Gefäß von Freden - Römische Lampe und Tongefäß von Nordstemmen - Römische Münzen - Gefäße aus dem Silberfund von Hildesheim 27

X. Vom Rechtswesen: Ding am Königstuhl zu Gudingen - Das Recht - Der Sachsenspiegel - Vom Tie - Gaudingstätten - Der Königstuhl 28

XI. Burgen der Urzeit im Land an der Leine: Die Tiebenburg, 10. Jahrhundert - Zwei Freibauern - Tie von Langenholzen 29

XII. Die Gaue um 1000 n. Chr. G. - Kreuzstein bei Rott 30

Quellen

Archiv des Kreisheimatpflegers zu Alfeld

Literatur

1. Barner, W., Die steinzeitlichen Siedlungen am Fuße des Thüster Berges. Hildesheim 1928.
2. Barner, W., Die steinzeitliche Besiedlung des Kreises Gronau. Hildesheim 1930.
3. Barner, W., Unsere Heimat. Das Land zwischen Hildesheimer Wald und Ith. Hildesheim 1930.
4. Barner, W., Urgeschichte des Leineberglandes. Hildesheim, 3. Auflage 1933.
5. Barner, W., Ein spätkarolingisches Bauerngehöft auf der Wüstung bei Assum. "Die Kunde" 1935.
6. Barner, W., Die jungpaläolithische Besiedlung des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Ith. Hildesheim 1937.
7. Barner, W., Ein Altpaläolith aus der Mittelterrasse bei Alfeld. "Die Kunde" 1940.
8. Barner, W., Altpaläolithfunde aus dem südlichen Hannover. Quartär, Band 3, 1941.
9. Barner, W., Stand und Aufgabe der Eiszeitforschung im Leinebergland. Blätter für Volkstum und Heimat, 16. Jahrgang, 1944.
10. Barner, W., Das Bauerntum im Land an der Leine. Gronau 1955.
11. Jacob-Friesen, K. H., Einführung in Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim, 2. Auflage, 1934.
12. Jacob-Friesen, K. H., Gesamtschauen der urgeschichtlichen Zeitstufen. Berlin 1938.
13. Kraft, G., Der Urmensch als Schöpfer. Berlin 1942.
14. Krüger, H., Zur Geschichte des Straßenwesens im niederhessisch - südhannoverschen Grenzgebiet. Berlin 1937.
15. Lechler, H., 5000 Jahre Deutschland. Leipzig 1936.
16. Schlabow, K., Germanische Tuchmacher der Bronzezeit. Neumünster (ohne Jahr).
17. Schwantes, G., Die Vorgeschichte. Neumünster 1939.
18. Vries, de, J., Die Welt der Germanen. Leipzig 1935.

Die Wiederherstellungsbilder zeichneten R. Göthert-Hannover und H. Klatt-Duingen. Die Abbildungen 23, 28, 29, 39, 43, 54 sowie einige der Vignetten wurden in Anlehnung an W. Petersen und die Abbildungen 32 und 33 nach K. Schlabow gezeichnet.

Die Gesamtschauen sind nach K. H. Jacob-Friesen (12) für unsere Landschaft neu gestaltet.

H. Gonschorek-Alfeld leistete die kartographischen Arbeiten nach den Unterlagen des Archivs für Urgeschichte des Kreises Alfeld.

Die Landesbildstelle Niedersachsen gab die Erlaubnis für den Abdruck der Lichtbilder vom Hildesheimer Silberfunde.

Gesamtherstellung: Karl Heinz Gäth, Alfeld/Leine 1957

I. Einführung und Zielsetzung

Dieser urgeschichtliche Atlas des Berglandes an der mittleren Leine unternimmt den Versuch, einen neuen Weg der Darstellung zu beschreiten. Mit aller nur verfügbaren Anschaulichkeit durch Karte, Bild und Wort sollen die Überreste vergangener Kulturabschnitte der Vorstellungswelt von jung und alt nahegebracht werden. Jede Seite steht unter der Erkenntnis, daß es notwendig ist, den heutigen Menschen mit den kulturschöpferischen Leistungen der Altvordern – und seien sie in der Erscheinung von noch so einfacher Art – umfassend vertraut zu machen.

Unsere Heimat in der Vielfältigkeit ihrer Bergzüge und Talauen hat die heutige Gestalt erst während der letzten 500 000 Jahre durch gewaltige Naturkräfte (Eiszeiten) erhalten, in deren Spiel der Mensch zunächst als ein Nichts erscheint. Aber trotz aller ihm widerstehenden Gewalten entwickelt er sich in diesen Zeitläuften vom naturnützenden Wildbeuter zum naturbeherrschenden Wesen: er wird zum Urheber und Träger der Kultur.

Wann und wie ist sie entstanden? - Wie hat sie sich nach Zeit und Raum entwickelt? Das soll unser Atlas beantworten. – Jeder, der am menschlichen Wirken von heute tätigen Anteil nimmt, ist an diesen Anfang gebunden. Ihn zu finden und den Weg zu ihm aufzuzeigen, das ist unsere Aufgabe.

Die Darstellung sucht hinter dem toten Fund den schaffenden Menschen. Werkzeuge und Gerätschaften ordnet sie ein in seinen täglichen Arbeitsgang und zeigt dabei den vielfältigen Gebrauch. In langer Reihe führen Karten und Bilder zunächst in den Lebenskreis der Wildbeuter bei der Jagd in den Bergen oder am Wasser, um danach das Volk der Bauern auf Acker und Weide sowie in Hof und Werkstatt sichtbar zu machen. Am Ende wird dem Leser ein Blick in die Welt der Religion und des Rechtslebens der Vorzeitmenschen gewährt. Aber auch Verkehr und Handel werden gebührend beachtet.

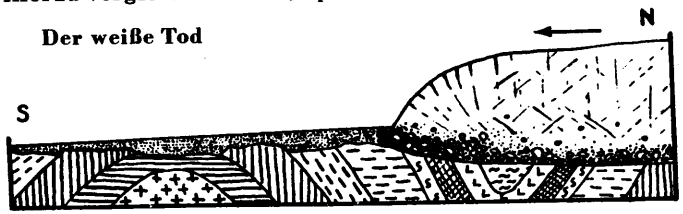
II. Die Eiszeiten

Ursache

Unsere Mutter Erde hat im Verlauf ihrer Geschichte mannigfache Schwankungen des Klimas durchgemacht. Im Tertiär (3. Zeitalter der Erde) herrschten recht warme Temperaturen, wie die in den verschiedenen Ablagerungen dieser Zeit vortrefflich erhaltene Pflanzenwelt belegt. Das nun folgende Quartär (4. Zeitalter: Diluvium und Alluvium) war durch Perioden ganz erheblicher Abkühlung, die durch Warmzeiten unterbrochen wurden, gekennzeichnet. - Sinkt die Sonnentemperatur im Durchschnitt des Jahres um 10 Grad tiefer als heute, dann schmilzt der Schnee an den Polen und in den Hochgebirgen im Frühling nicht mehr. Er wird zu Eis, das in Gestalt von Gletschern ins Vorland dringt. Hier vereinigen sich diese zu einem riesigen Inlandeis: man spricht von einer Eiszeit.

Die Forschung führt die Abkühlung darauf zurück, daß die Sonnenwärme infolge des Zusammentreffens mehrerer Umstände geringer wurde. Es handelt sich um Schwankungen in der Sonnenbahn (Ekliptik), in der Bewegung der Erde in ihrem Umlauf (Exzentrizität) und in der Stellung der Erde zur Sonne (Perihel bzw. Aphel). Aus dem Zusammenwirken dieser Vorgänge errechnete die Astronomie (Milankowitch, Seite 3) die Schwankungen der Sonneneinstrahlung und damit die im Erdklima. Vier Hauptausfälle an sommerlicher Wärmewirkung (eine Anzahl schwächerer kommt hinzu) traten ein; sie dauerten viele Jahrtausende (s. Seite 3, Spalte 1 u. 2). Diese stehen mit den geologisch festgestellten Vorstößen und Ruhepunkten des Eises in Wechselwirkung und Übereinstimmung (vgl. Penk, Seite 3). So ergab sich eine absolute Zeitrechnung für das 4. Zeitalter der Erde, das Quartär. Hierzu vergleiche Seite 3, Spalte 1, 2, 3.

Der weiße Tod



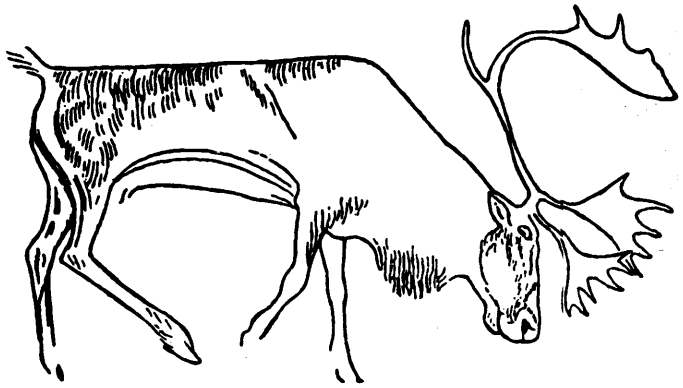
Südrand des Nordlandgletschers
Über dem voreiszeitlichen Untergrund ist die blockreiche Grundmoräne abgelagert. Die Schmelzwässer des Inlandeises schwemmen Sandmaterial in das Vorgelände.

Die Gletscherfelder des hohen Nordens und der Hochgebirge (Skandinavien, Alpen) wuchsen weit über ihr Kerngebiet hinaus. Auch die Mittelgebirge (Harz, Riesengebirge, Erzgebirge, Schwarzwald u. a.) bedeckte eine Eiskappe. – Die während vieler Jahrtausende sich dauernd erhöhenden Firnmassen brachten durch den Eigendruck der überhöhten Mitte den Gletscher ins Fließen. Der weiße Tod kroch in die Ebenen und vernichtete alles pflanzliche und tierische Leben in seinem Vorgelände. Die Wildwasser, die am Rande des Gletschers lebendig wurden, trugen gewaltige Geröllmassen nach vorn. So entstanden die Endmoränen. – Die auf den Schneefeldern sich bildenden Stürme jagten über Hunderte von Kilometern durch das Landinnere. Ihr Eishauch vernichtete alle wärmeliebenden Wesen. Nur arktische Pflanzen- und Tiergesellschaften waren von Bestand. Sie fristeten während des Hochstandes einer Eiszeit das kümmerliche Leben auf der Tundra, die sich mehrmals in unserer Landschaft entwickelte.

Die gebirgigen Teile des Vorgeländes der Eismassen blieben völlig pflanzenlos, z.B. Külf und Sieben Berge, Hildesheimer Wald und Heber, sowie Ith und Hils. Infolge ihrer Kahlheit waren sie dem Angriff der Stürme und Schmelzwässer ausgesetzt und durch diese freigeweht oder abgespült. Unter solchen Umständen wurde der Verwitterungsschutt der Oberfläche in die Täler verfrachtet, wo er bis zu 20 m mächtige Schotterbänke bildete, die durch unsere zahlreichen Kiesgruben erschlossen sind.

Der Raum unserer Heimat wird geformt

Die mechanische Wirkung des gewaltigen Nordlandeises bestand in einer Zertrümmerung und Ausräumung der weicheren Oberfläche unseres Gebietes, in den Anhäufungen von Schottern und in der Ausbildung von Grund- und Endmoränen. Von großer Mächtigkeit war die Eiskappe (bis zu 500 m), die vor dem Mittelgebirge an Weser und Leine, auch vom Harz bis zum Riesengebirge sich staute. Sie preßte durch ihre ungeheure Last den Untergrund zusammen. Dieser setzte sich aus den mitgeschobenen Trümmern aller jener Landstrecken zusammen, die das Eis überfuhr. Bedeutungsvoll ist für unseren heimischen Raum in diesem Zusammenhang die Zerstörung des baltischen Kreidegebirges. Einesteils entstammt ihm der hohe Kalkgehalt dieses "Geschiebemergels", andererseits der Feuerstein, der vom Eise bis zur Grenze seiner weitesten Ausdehnung mitgenommen wurde. – Der Geschiebemergel (= Grundmoräne) liegt hierzulande auf weiten Strecken offen zutage und bildet den Ackerboden, wie wir ihn vielfach an den Hängen der Bergzüge vorfinden. – Vor der Stirn des Nordlandgletschers stauten sich die von Süden kommenden Flüsse. Teils entstanden mächtige Stauseen, in denen sich die Bändertone (fein und grob geschichtet) absetzten; teils flossen die Wassermassen nach Westen in den sogenannten Urstromtälern ab.



Rentier in Knochen geritzt
Fundort: Thaingen, Zeit: Jung-Paläolithikum

Übersicht: Eiszeiten und Urgeschichte des Menschen im Land an der Leine.

Chr. Geb.	Klimakurve und Verschiebung der Schneegrenze nach M. Milankowitch (+ + 1200 600 0 — — 600 1200)	Eiszeiten und Warmzeiten nach A. Penk	Einordnung der Kulturstufen nach H. Breuil	Menschen der Eiszeit	Fundorte im Land an der mittleren Leine	Geräte der Altsteinzeit
0		Nacheiszeit	Mesolithikum			
50 000		IV. Würm-Eiszeit 118 000 – 21 000	Madeleinestufe Solutréstufe Aurignacstufe Hoch- u. Spät-Moustierstufe	Menschen von Aurignac u. Oberkassel	Banteln Oldendorf Osterwald, Graste Poppenburg Kanstein, Gronau Marke bei Wispenstein	Gronau, Graste, Oldendorf ½ n.Gr.
100 000						
150 000		3. Riss-Würm-Warmzeit 183 000 – 118 000	Alt-Moustierstufe Obere Acheulstufe	Neandertal-Mensch	Breinum	Marke, Breinum ½ n.Gr.
200 000		III. Riss-Eiszeit 236 000 – 183 000				
250 000		2. Mindel-Riss-Warmzeit 429 000 – 236 000	Mittlere Acheulstufe Untere	Mensch von Steinheim	Gronau Alfeld Beulshausen	Gronau ½ n.Gr.
300 000						
350 000						
400 000						
450 000		II. Mindel-Eiszeit 478 000 – 429 000		Unterkiefer des Heidelbergmenschen		
500 000		1. Günz-Mindel-Warmzeit 543 000 – 478 000	Abbevillestufe		?	
550 000		I. Günz-Eiszeit 592 000 – 543 000	Eolithikum ? ↓			
600 000						

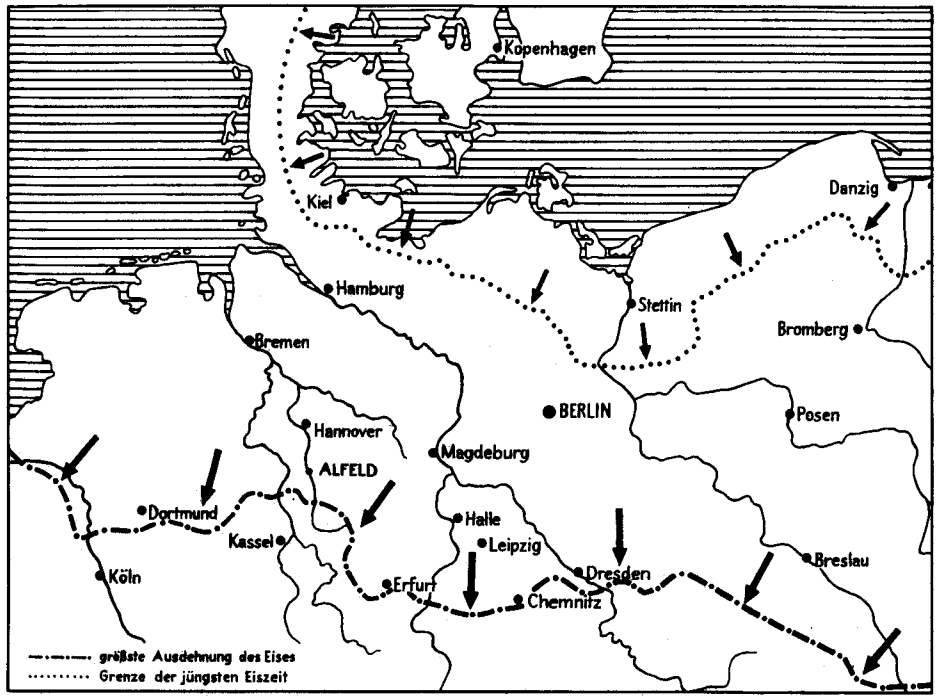


Abb. 1: Mitteleuropa während der Eiszeiten
Zwischen den eingezeichneten Grenzen sind die Randlagen von zwei weiteren Eiszeiten zu suchen. Die größte Ausdehnung erreichte hierzulande die zweite Eiszeit (Mindel-). Die Würmvereisung (vierte Eiszeit) endete nördlich der Elbe.

Der Feuerstein

Er war mehrere Jahrhunderttausende lang der vornehmste und wichtigste Werkstoff für die Herrichtung menschlicher Geräte in unserem Gebiet. Wegen seiner hohen Gebrauchsfähigkeit wurde er von den Menschen oftmals weither geholt. In entlegenen Gebieten Süd- und Westdeutschlands mußte man sich mit Quarzit, Hornstein, Jaspis, ja sogar Schiefer begnügen. Es ist auch festgestellt, daß man den Flint in Belgien und Frankreich, wo er in Kreideschichten ansteht, schon früh (Mittlere Steinzeit) bergmännisch gewann.

Findlinge berichten

Bevor eine Erforschung der Naturvorgänge während der Eiszeit - fraglos das volkstümlichste Ereignis der Erdgeschichte - eingesetzt hatte, erregten ihre sichtbarsten, aber stummen Zeugen die Aufmerksamkeit des naturgebundenen Menschen. Das sind die "Findlinge". Sie liegen in teils großen, zuallermeist aber in kleineren Exemplaren vereinzelt und fremdartig in unseren Gemarkungen.

Angeregte Beschauer haben sich mit diesen Findlingen auseinandergesetzt, und merkwürdige Wege gingen ihre Phantasien über Herkommen und Bedeutung dieser urigen Steine. Einmal trugen Riesen sie im Schuh, den sie am Standort des Steines entleerten, anderenorts sind sie zu Malen der Klage großer Not geworden (Blauer Stein zu Alfeld).

Diese Findlinge nennt die Eiszeitforschung Geschiebe. Das Nordlandeis hat sie in seinen unteren Schichten fortgeschleppt und in unsere Landschaft getragen. Wurde eine Höhe überfahren, gelangten die mächtigen Brocken sogar auf die Gipfel der Berge. So fand man im Reißel bei Hörsum einen riesigen Schwedengranit, der als Ehrenmal Verwendung fand, und auf der Höhe des Thüster Berges wurde ein Block aus Finnland freigelegt (Gneis). Viele andere beachtliche Geschiebe in der Sackwaldmulde sowie auf den Kämmen von Osterwald und Külf kommen als Zeugen der Vereisung hinzu. Da das Nordlandeis im Raume von Kreiensen endete, erkennt man daraus, daß in unseren Bergen das Eis noch eine erhebliche Mächtigkeit hatte.

Der heimische Acker entsteht

Außer den eiszeitlichen Lehmen (Geschiebemergel) und Tonen (Bändertone) ist unserem Bauerntum durch die Eiszeit ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Geschenk dargebracht: der Löß. Im Vorgelände des Nordlandeises lagerten zur Zeit der Abschmelze die Gletscherwasser das bis ins kleinste geriebene Gesteinsmaterial ab. Es war über weite Strecken als Schlamm (Korngröße 0,1 bis 0,01 mm) ausgebreitet. Die vom Eisrücken fast dauernd in das Land wehenden starken Winde und Stürme trockneten dieses Feinmaterial schnell aus, wirbelten es empor und trugen die Staubwolken weit gen Süden. In einem breiten Gürtel vom Ärmelkanal bis zum Schwarzen Meer wurde so der fruchtbare Lößboden abgesetzt. Das geschah vornehmlich während der Würmeiszeit (s. Seite 3). In unseren Talauen an Leine, Despe und Saale sowie Lamme, Alme und Wispe entstanden auf diese Weise die fruchtbaren Ackerbreiten.

Der Löß kommt in den weiten ebenen Räumen des Nordteils unserer Alfelder Landschaft als Erddecke bis zu mehreren Metern Mächtigkeit vor. Er bildet hier einen tiefgründigen fruchtbaren Ackerboden. Die Gemarkungen um Banteln, Elze, Eime, Burgstemmen, Betheln und Gronau müssen hier in erster Linie genannt werden. Seiner Natur als Windabsatz entsprechend trifft man den Löß aber auch als dünnere Anwehung an Berghängen. Hier hat er als Beimischung zu anderen Gesteinstrümmern (Geschiebemergel, Gehängeschutt) Anteil an der Bodenbildung.

Klimatische Einflüsse (Niederschläge oder Trockenheit, Windeinwirkung u. a.) haben in den Lößgebieten verschiedene Bodentypen herausgebildet. Es entwickelte sich beispielsweise im Norden von Hildesheim ein Schwarzerdegebiet, das in die Reihe der ertragreichsten deutschen Böden gehört. Um Poppenburg haben wir den südlichsten Ausläufer dieser so fruchtbaren Ackerdecke. Sie ist durch einen natürlichen Gehalt an Dauerhumus bedingt.- In den weiter südlich gelegenen Landschaftsteilen geht die Schwarzerde allmählich in Braunböden über, die auf dem Löß im Gebiet an der mittleren Leine sich unter anderen Voraussetzungen (größere Niederschlagsmengen) gebildet haben.

Dort, wo der Geschiebemergel (Grundmoräne) an die Oberfläche tritt, ist er ebenfalls zu einer lehmartigen Braunerde zersetzt, die zu den mittleren bis besseren Böden gehört. Da aber die Wasserführung infolge des weit dichteren Unterbodens oftmals ungünstig ist, so erreicht diese Bodenart im ganzen die Ertragsgüte der Lößbraunerde nicht.

Abschließend sei wegen seiner Fruchtbarkeit noch der Auelehm der Leineniederung kurz erwähnt. Er ist in seiner Hauptmasse im Verlauf der letzten beiden Jahrtausende durch gelegentliches Leinehochwasser abgesetzt. Die zunehmende oftmals planlose Rodung von Wald zum Zwecke der Ackergewinnung oder aber infolge der rücksichtslosen Entwaldung ganzer Berghänge in der Nähe von Töpfereien, Glashütten, Eisenschmelzen u.a. Holz als Brennstoff bedürfenden Betrieben ist die Ursache für die allmähliche Abschwemmung und Verfrachtung des Lößes in die Leineniederung. Lang anhaltende Regenfälle, Gewitter und die gefährliche Schneeschmelze trugen die frei daliegende Feinerde zu Tal. So entstand das ausgezeichnete Grün- und Weideland für die Milchviehhaltung an der Leine.

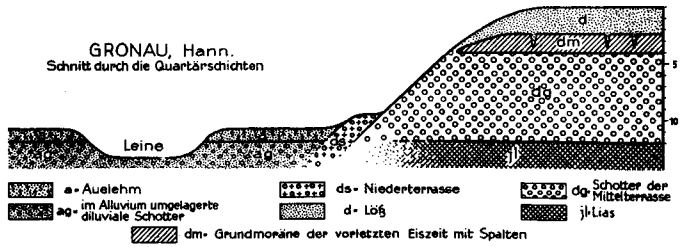


Abb. 2: In diesem Schnitt werden die Ablagerungen zweier Eiszeiten (Riß- und Würmeiszeit) und der Nacheiszeit (Alluvium) sichtbar gemacht. Die Mittelterrasse ist in ihren Schichten dg (Kiese und Sande) und dm (Grundmoräne) eine Bildung der Rißeiszeit (vgl. Tafel auf Seite 3). In den unteren Schotterlagen sind in 11 bis 12 m Tiefe die Faustkeile (Seite 6) gefunden.- Der Würmeiszeit gehören der Löß (d) und die Niederterrasse (ds) an. Zur Frage der Lößbildung vergleiche man den Abschnitt "Der heimische Acker entsteht". Im Löß sind in 1 bis 2 m Tiefe die Rastplätze der jungpaläolithischen Jäger (Seite 7) bei Gronau und Poppenburg entdeckt.- Der Auelehm (a) ist Schwemmboden der jüngsten Jahrtausende (vgl. "Der heimische Acker entsteht", letzter Absatz).

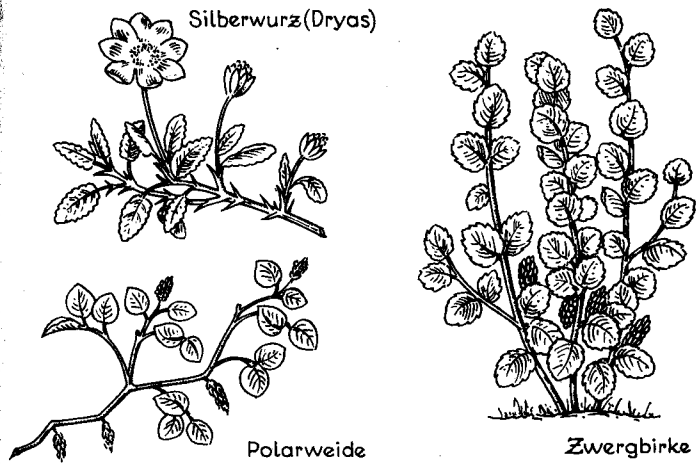


Abb. 3: Kältegewohnte Pflanzen

Kältegewohnte Pflanzen

Nahe den Gletscherstirnen lebten - und leben noch heute! - Pflanzengesellschaften, die man als alpin oder arktisch bezeichnet. Sie bildeten eine Tundra, deren Charakterpflanzen anspruchslose Fichten, Moose und kälteertragende Blumen (Silberwurz u. a.) sind; an geschützten Orten gedieh eine krüppelhafte Baumflora, z. B. Polarweide und Zwergbirke (s. Abb. 3). Der Boden taute während des kurzen Sommers nur bis zu geringer Tiefe auf.

Im langsamen Wandel des Klimas (s. Seite 3) änderte sich das Landschaftsbild. Die einförmige Tundra ward mit dem Schwinden des Bodeneises zur nordischen Gras- und Baumsteppe. Auf ihr bildeten sich an günstigen Orten Baumhorste aus Birke, Kiefer und Weide. Allmählich entstand eine offene Waldlandschaft. In diese mischte sich das Vielerlei der Beerensträucher, wie Heidel- und Kronsbeere, Holunder und Himbeere. Auch dieses sich nach und nach durchsetzende Waldstadium war klimabedingt.

Die Bewegungen des Inlandeises zwangen die einzelnen Vegetationsgruppen zum Wandern. Stieß das Eis vor, so mußten die Pflanzen der Tundra sich in das Gebiet der Kältesteppe absetzen, deren Gras- und Buschwelt an die Stelle des sterbenden Waldlandes trat. Schmolz bei ansteigendem Klima der Eiskörper zusammen, so setzte eine rückläufige Wanderung der Pflanzengesellschaften gen Norden ein. - Die hier kenntlich gemachten Zonen darf man sich natürlich nicht hart gegeneinander abgegrenzt vorstellen. Ihre Grenzen waren fließend und durch vielfältige Verzahnungen verbunden.

Der heimische Urwald im engeren Sinne entwickelte sich unter dem ihm günstigeren atlantischen Klima erst während der Nacheiszeit.

Die Wälder

der Gegenwart sind durch die Forstwirtschaft dem ursprünglichen, natürlichen Zustand, wie er sich im Laufe der Wärmezeit allmählich herausgebildet hatte, weit entfremdet. Man spricht daher heute besser nicht mehr von Wäldern, sondern von Forsten. Rein wirtschaftliche Gesichtspunkte führten zur einseitigen Bevorzugung der rasch wachsenden Nadelhölzer - hierzulande besonders Fichte und gelegentlich Kiefer - auf Kosten der Laubholzarten bei allen Aufforstungen, obwohl diese Arten im größten Teil Nord-Westdeutschlands "standortsfremd" sind. Die Fichte z. B. war im Verlauf der natürlichen nacheiszeitlichen Waldentwicklung nicht über den Harz hinaus nach NW vorgedrungen. Und die Kiefer hatte sich bereits seit Jahrtausenden in ihr geschlossenes natürliches Verbreitungsgebiet östlich der Elbe zurückgezogen. Nur wegen ihrer Schnellwüchsigkeit schuf man trotzdem in Nord-Westdeutschland in geschichtlicher Zeit reine Nadelholz-Forsten als Kunstprodukt der menschlichen Forstwirtschaft.

Tiere der Kälte

Auf die Tundra, die Kältesteppe und die ersten lockeren Waldgebiete verteilte sich die artenreiche Fauna der Eiszeiten. Dieselben Klimaverhältnisse, die die Pflanzengesellschaften - wie nebenstehend gesagt - formten, wirkten auch auf die Tierwelt ein. Die an die Tundra und Kältesteppe gebundene Fauna umfaßte arktische (Ren, Moschusochse, Eisfuchs, Vielfraß u. a.) und alpine Arten (Gemse, Steinbock, Murmeltier und Schneehase). Hinzu gesellten sich die der Kälte angepaßten Dickhäuter: Mammut und wollhaariges Nashorn (Abb. 4).

Ren und Mammut sind wohl diejenigen eiszeitlichen Säugetiere, die die größte Bedeutung für die Nahrungsfürsorge der Wildbeuter hatten.

Der aufkommenden Waldphase paßte sich eine ihr eigentümliche Fauna an. Es sind zu nennen: Elch, Hirsch und Reh, Auerochse und Wisent, Hase und Kaninchen sowie das zahlreiche Wildpferd. Sie alle wurden umlauert von Raubtieren: Wolf, Bär, Höhlenlöwe, Luchs, Fuchs und Wildkatze.

Nicht selten liefern uns die Kiesgruben unserer Landschaft Skelettteile vieler dieser Tiere, so daß dadurch ihre Anwesenheit bei uns zulande belegt ist. Klobige Backenzähne und lange gebogene Stoßzähne (2,12 m der größte!) bezeugen das Mammut. Auch Nashorn, Ren, Wisent und Auerochse sowie Höhlenbär (Seite 6) und Moschusochse sind mehrfach durch Knochen- und Gebißreste als ehemalige Bewohner unserer heimischen Welt erkannt. Wildpferde zogen in großen Rudeln zur Eiszeit über die Gras- und Buschsteppe. Ihnen nach schlichen die Wildbeuter im letzten Abschnitt der Altsteinzeit, um sie an geeigneter Stelle zu erlegen (vgl. Pferdejagd am Kanstein, Seite 7).

Im Ausgang der Eiszeit hatten sich viele der hier genanten Arten der Tierwelt überlebt. Es starben aus: Mammut und Nashorn, Höhlenbär und Höhlenlöwe, Riesenhirsch und Wildpferd. Andere zogen in den hohen Norden ab; sie hielten sich an die ihnen eigenen Umweltverhältnisse. Es sind beispielsweise: Ren und Elch, Eisfuchs und Schneehase, Moschusochse und Murmeltier.

Als Ganzes betrachtet stellt das Eiszeitalter eine Abfolge starker Wandlungen des Oberflächenbildes der Erde mit allem, was darauf an Pflanzen und Tieren lebt, dar. Im Gegensatz zum Namen, der langdauernde, tote Winterruhe, ja Kältewüste ausdrückt, wechseln Räume und Lebensinhalte fast entgegengesetzter Art in kraftvollem Rhytmus miteinander ab, so wie es im kleinen die Schwankungen der Jahreszeiten zeigen.

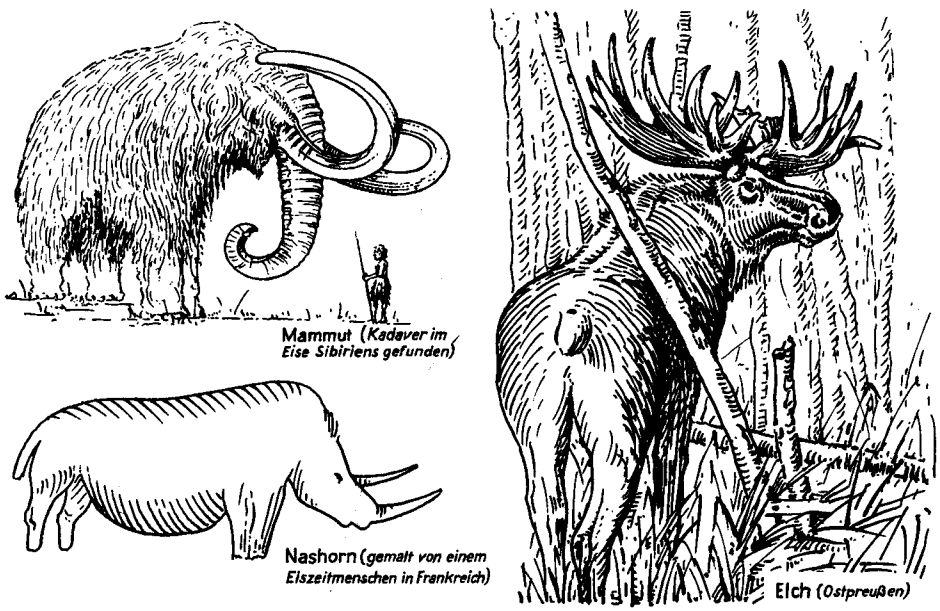


Abb. 4: Tiere der Eiszeit

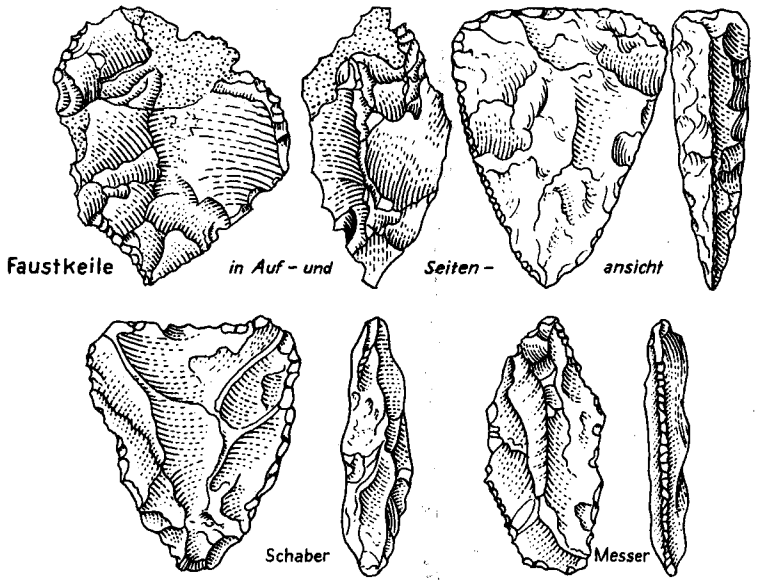


Abb. 5: Altsteinzeitliche Werkzeuge von Gronau (Frühstufe)

III. Die Altsteinzeit

Paläolithikum: 500 000 bis 12 000 v. Chr. G.

Das Klima

war, wie bereits gesagt, durch den Wechsel von Eiszeiten und Warmperioden bedingt. Im Lande an der Leine läßt sich der Mensch seit der vorletzten Warmperiode (man vergleiche die Tafel Seite 3) nachweisen. Natürlich fand er nur in von Gletschern freien Gebieten die Voraussetzungen zum Leben. Während des Höhepunktes der vorletzten Eiszeit (Rißeiszeit) mußte der Mensch für Jahrtausende das Land verlassen (Tafel Seite 3). Die Eiszeiten waren kalt und trocken; in den Warmperioden war das Klima zeitweise wärmer und feuchter als heute.

Die Landschaft

glich während der Eiszeiten der Tundra - bedeckt mit kriechendem Strauchwerk, Flechten und Kräutern - und der Baumsteppe, die lichte Kiefern- und Birkenhaine trug. - Während der Warmperioden (Zwischeneiszeiten) entwickelten sich ausgedehnte Mischwaldungen.

Die Wirtschaft

des Menschen der Altsteinzeit war die des Wildbeuters und Sammlers. Er jagte mit Waffen und Fallgruben Mammut und Nashorn, Wisent und Auerochs, Wildpferd und Ren u. a. Daneben sammelte er Früchte, Wurzeln und Kräuter.

Die Technik

der Urzeit entstand in dem Augenblick, als der Mensch vom zufällig als geeignet befundenen Naturstein zur Herstellung formgebundenen Werkzeugs fortschritt. Neben Holz und Knochen war der wichtigste Werkstoff der Feuerstein. In der Frühzeit des Paläolithikums herrschten Faustkeil und Breitklinge (Abb. 5), im Jungpaläolithikum dagegen die aus der Schmalklinge entwickelten Gerätformen (Messer, Stichel, Kratzer und Pfeilspitzen - Abb. 8). Die Erfindung des Bogens als Fernwaffe bedeutete für die Jagd einen großen Fortschritt.

Abb: 6: Kampf mit einem Höhlenbären an den Kammersteinen bei Freden

Die Wohnung

bestand in den Warmzeiten aus leichten Hütten oder auch nur aus einem Windschirm. Während der Eiszeiten nützten die Menschen überhängende Felsen und Höhleneingänge. Seßhaft waren sie nicht, sie waren Nomaden.

Der Totenkult

wurde schon gehegt und läßt erkennen, daß man an ein Fortleben nach dem Tode glaubte.

Die Rassen

Im Altpaläolithikum lebten bei uns nacheinander der Mensch von Mauer bei Heidelberg und von Steinheim in Württemberg (s. Übersicht auf Seite 3). Durch besonders geringe Körpergröße (etwa 1,60 m) ist der Mensch der Moustier-Stufe, die Neandertalrasse, gekennzeichnet. Ein massiger, sehr langer Schädel mit fliehender Stirn, mächtigen Überaugenwülsten, großen und runden Augenhöhlen, breiter Nase, starkem Vorspringen der Mundpartie und fehlender Kinnspitze war ihm eigen. Im Jungpaläolithikum lösten die Ahnen des heute in Europa lebenden homo sapiens - des Menschen von Geist und Wissen - diese Altrasse ab. Zwei Rassen sind nachzuweisen; der Mensch von Cro-Magnon (Vorform der fälischen Rasse) und der Aurignac-Mensch (Vorform der nordischen Rasse).

Handhabung eines Faustkeils

Vom Feuer

Das Feuer ist der geachtetste Kulturbesitz des Urmenschen. Er kennt dasselbe bereits seit der Mindel-Riß-Warmzeit. Angebrannte Knochen als Überreste von Mahlzeiten belegen das. Ob der Mensch nur das vom Himmel gefallene Feuer - den Blitz - kannte, das er auf der einfachen Herdstelle zu hüten wußte, oder ob er es auch schon selbst durch Reiben oder Bohren zu erzeugen verstand, läßt sich nicht nachweisen. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß der Wildbeuter diese Kunst schon erlernt hatte.

Die Jäger der Kaltzeiten haben aus begreiflichen Gründen nach viel Fett verlangt. Deshalb war in jenen Perioden das Mammut das bevorzugte Jagdtier. Mochte das Zurstreckebringen dieses Riesen auch große Anstrengungen erfordern, so lieferte er doch nicht nur beträchtliche Fleischmengen, sondern hatte auch unter seinem Pelz eine dicke Fettschicht. Als besondere Delikatessen galten dem derzeitigen Menschen Hirn und Mark. Aus diesem Grunde sind auf den Rastplätzen der Wildbeuter Schädel und Röhrenknochen von Mammut und Nashorn, Pferd, Bär, Urrind u. a. aufgeschlagen und zerbrochen beobachtet. Da die geöffneten Knochen zuallermeist angebrannt sind, darf man annehmen, daß die Menschen das Fett am liebsten warm aßen. Sie steckten die Knochen in die heiße Glut, bis das Fett schmorte. Dann öffnete man sie, um das erhitzte Mark herauszuschlürfen.

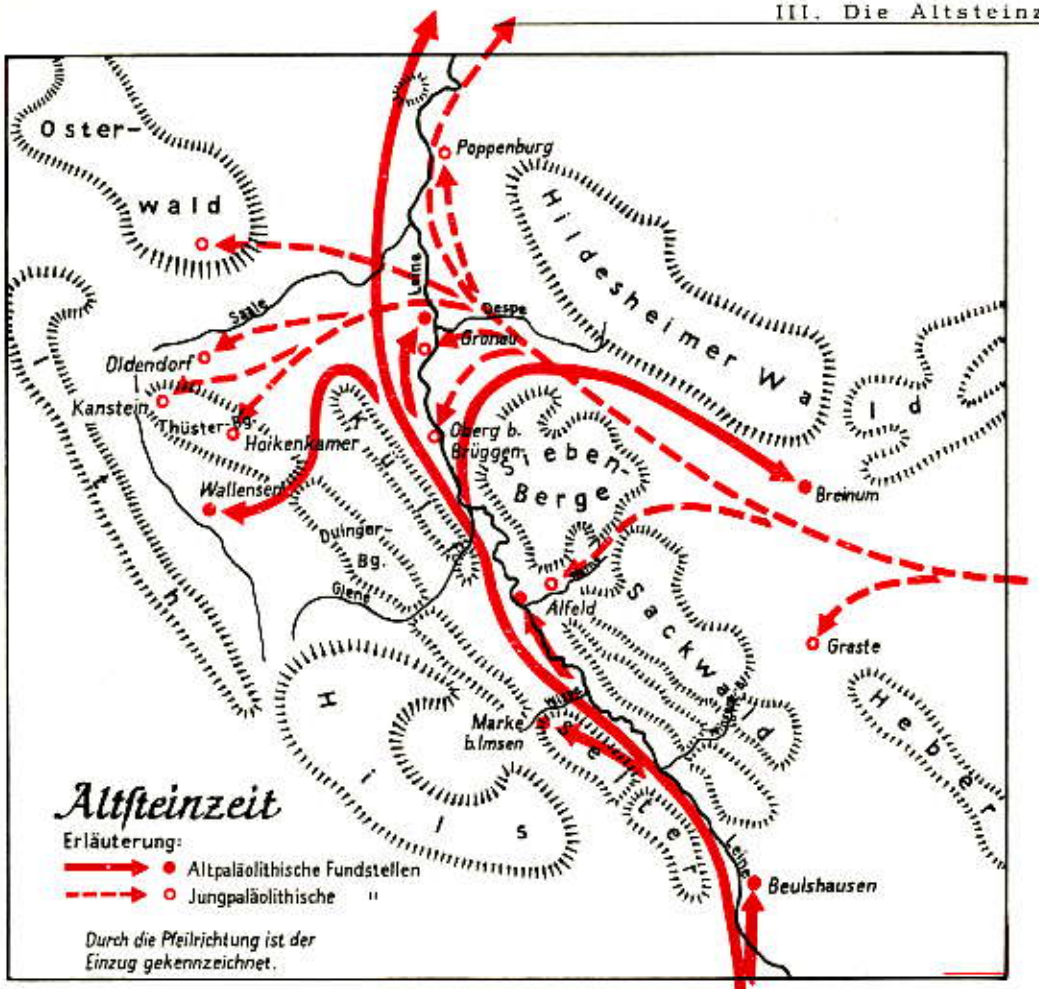


Abb. 7: Karte der Altsteinzeit. Die Altpaläolithiker kamen aus dem Süd-Westen, die Jungpaläolithiker aus dem Osten zu uns.

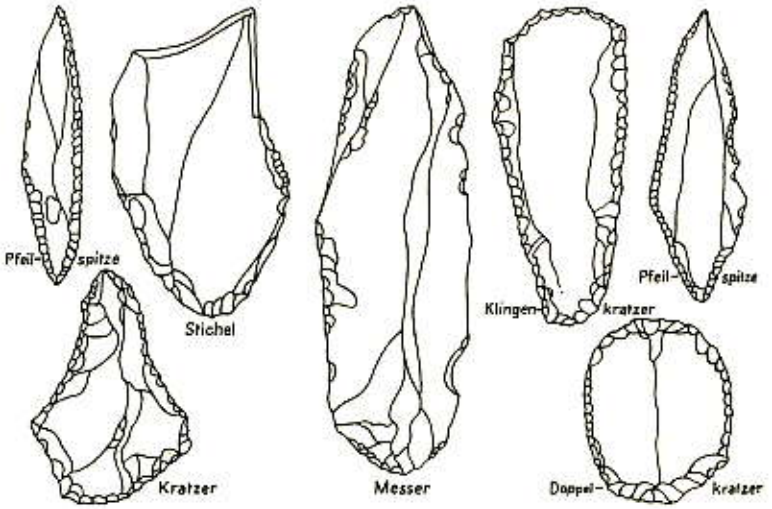


Abb. 8: Aus dem Werkzeugschatz der Jäger auf der Lößsteppe bei Oldendorf (Jungpaläolithikum).

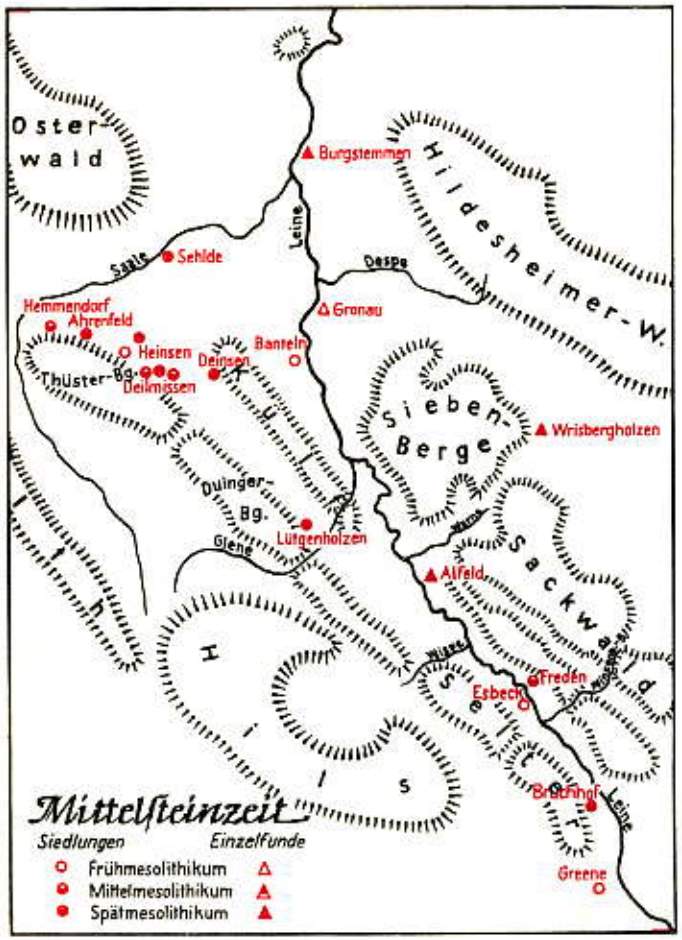
Abb. 9: Wildpferdjagd am Kanstein. Belegt ist diese durch die jungpaläolithischen Rastplätze auf dem Klippenkamm des genannten Bergzuges (Abb. 7).

Der Mensch der frühen Nacheiszeit

- ausgehende Altsteinzeit und frühe Mittelsteinzeit - folgte als Jäger im Sommer den Rentieren auf ihren Wanderungen in die Tundra des norddeutschen Flachlandes. Das Wildpferd war seltener geworden. Den Winter verbrachte er in den schützenden Höhlen des Berglandes. Wie uns Ausgrabungsbefunde zeigen, lebte er ausschließlich von Wildbret und Früchten. Viele "Knocheneinschüsse" beweisen, daß er mit Pfeil und Bogen gut umzugehen wußte. In der Jagdbeute überwog jetzt das Rentier bei weitem (früher das Pferd). Von ihm war der altsteinzeitliche Jäger in all seinen Lebensbedürfnissen und -gewohnheiten abhängig. Es lieferte ihm Nahrung, Kleidung und Rohstoff für die Werkzeug- und Waffenherstellung. Aus Knochen und besonders aus Geweihen fertigte er u. a. Harpunen, Pfriemen, Messer und Schäfte für die verschiedenen Feuersteingeräte. Die mit Knochen- und Flintschabern vom Fett befreiten Rentierfelle dienten zum Zeltbau, denn feste Hütten kannten die späteiszeitlichen Jäger noch nicht.

Ausgrabungen von Wohnplätzen

bei dem Gute Heinsen zeigten, daß der Mensch in der frühen Wärmezeit noch auf der Kulturstufe des Jägers, Sammlers und Fischers stand. Während zunächst das Ren Hauptjagdtier war, trat in der Spätstufe der Mittelsteinzeit der Rothirsch an seine Stelle. Beiden Jägerkulturen gemeinsam ist, daß der Mensch noch nicht seßhaft war, sondern seine Wohnplätze je nach Bedarf in die günstigsten Jagd- und Fischgründe verlegte. Als neue Nahrungsquelle kam die Haselnuß hinzu, die etwa die Rolle des Getreides der späteren Zeiten spielte. In einer Kulturschicht fand sich auf einer mittelsteinzeitlichen Raststätte eine fast 10 cm dicke Schicht von aufgeknackten Haselnußschalen. Holzkohle vom Feuer, Knochen- und Geweihgeräte und schließlich Flintwerkzeuge, unter denen die ältesten Beile in roh zugehauenen Formen aus Feuerstein für die Zeit besonders typisch sind, bezeugen das Alter der Siedlung.



Eine für die spätere Weiterentwicklung wesentliche zivilisatorische Neuerung muß besonders erwähnt werden. Es ist die Erfindung der ältesten Tongefäße. Diese Töpfe sind aus übereinandergelegten und später mit den Händen geglätteten Tonwülsten zusammengefügt. Ihr besonderes Kennzeichen ist der spitze Boden. Sie hatten also noch keine Standfläche. Das bedeutet, daß sie in den Boden bzw. zwischen Feldsteine auf der Herdstelle gesteckt werden mußten.

Abb. 11: Rentierhirten bereiten eine Fischmahlzeit bei Föhrste.

Abb. 10: Karte der Mittelsteinzeit. Sie zeigt die Rastplätze der im Lande umherschweifenden Jäger.

IV. Die Mittelsteinzeit

Mesolithikum: 12 000 bis 4 000 v. Chr. G.

Das Klima

war großen Schwankungen unterworfen und wandelte sich mehrfach von kalt und trocken bis zu feucht und warm. Das waren die Nachwirkungen der ausklingenden Eiszeit (vgl. Seite 3).

Die Landschaft

beherrschten zunächst noch die lichten Kiefern- und Birkenwälder. Mehr und mehr mischte sich die Haselnuß ein, und ein wenig später verdrängte in mäßig feuchten Lagen die Eiche den Kiefernwald. Die sumpfigen Niederungen an der Leine und in den Seitentälern an Saale und Despe, Warne, Glene und Wispe bedeckte Bruchwald, der vornehmlich aus Erlen und Weiden bestand.

An den Waldrändern ästen Hirsch und Reh. Im Bruchwald sich der Elch (vgl. Abb. 4). Von den Jagdtieren der Eiszeit blieben noch Auerochs, Wisent und Wildschwein. Auch das Rentier zog gelegentlich in Rudeln über die offene Landschaft.

Die Wirtschaft

war noch die des Sammlers und Jägers. Doch sind am Schluß dieses Zeitabschnittes schon die Anfänge eines einfachen Feldbaues (Hackbau in Beeten) erkennbar. Als erstes Haustier wurde der Hund gehalten. Er war Wächter und Jagdhelfer zugleich. Der Fischreichtum (Forelle, Hecht, Lachs u. a.) und das geflügelte Wild (Ente und Gans) von Fluß und Bach unserer Landschaft führten den Wildbeuter zur Wasserjagd mit Harpune und Angel, Pfeil und Bogen

Die Technik

benutzte als Werkstoff wie früher hauptsächlich den Feuerstein, der in auffälliger Weise zu Kleinstgeräten (Mikrolithen) verarbeitet wurde, wie sie nebenstehend abgebildet sind. Außer diesen gebrauchte man selbstverständlich auch Großformen wie Messer und Beile. Griffe, Schäfte und Stiele wurden aus Knochen und Geweihstangen, insbesondere aber aus Holz geschnitzt. Am Ende der Mittelsteinzeit wurde das Töpfern erfunden.

Der Hausbau

entwickelte sowohl die spitze Rundhütte (s. Abbildungen 11 und 12) als auch leichte, ovale Kuppelhäuser.

Der Mensch

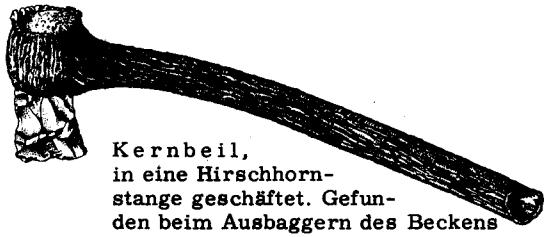
durchlief im Mesolithikum eine entscheidende Entwicklung. Die fälische und nordische Rasse bildeten sich nach und nach durch Auslesevorgänge in Mitteleuropa heraus. Zu ihnen gesellten sich aus dem Südosten kleine rundköpfige Menschen. Diese drei Arten formten unser heimisches Volkstum.

Die Gliederung

von Kulturen und Völkern läßt sich für das Mesolithikum nur großräumig in rohesten Umrissen nachweisen. Die Fischer und Jäger mußten ihren Siedlungsraum nach Erschöpfung ihrer Jagdgründe recht häufig wechseln; Bodengebundenheit war immer noch selten.

Das Beil wird erfunden

Am Ende dieser Menschheitsepoche (Mittlere Steinzeit) steht das Beil. Es ist aus einem Feuersteinknollen durch allseitiges Absprengen von Spänen geformt, und, nachdem man am unteren Ende die Schneide zugerichtet hatte, ward das Stück in einem Knochen- oder Holzschaft befestigt.



Kernbeil, in eine Hirschhornstange geschäftet. Gefunden beim Ausbaggern des Beckens der Badeanstalt zu Alfeld.

Das so entwickelte Werkzeug galt vornehmlich der Bearbeitung eines neuen Rohstoffs, der sich dem Menschen anbot: Holz. Zum Fällen, Abschälen, Spalten, Anspitzen und Beschlagen der Balken und Bohlen wurde das Beil benutzt. "Die Axt im Hause" war erfunden. Sie begleitete von nun an den Zimmermann bei seiner vielseitigen Beschäftigung zur Gestaltung des Wohnwesens und allen Hausrats.

Aus den Siedlungen der Mittelsteinzeit liegt eine ganze Reihe von Kernbeilen - so nennt die Wissenschaft diese nicht geschliffenen Beile - vor. Beim Ausschachten der Alfelder Badeanstalt ist das hier dargestellte Stück gefunden.

Zunächst waren diese frühen Beile nur aus Feuerstein geschlagen. Bald aber wurden auch Gerölle passender Form aus den Kiesbänken an Fluß und Bach im Lande ausgelesen und durch Schlag und Schliff für den gedachten Zweck zugerichtet. Das Entscheidende dabei war die Übertragung der bisher nur an Holz und Knochen geübten Technik des Schleifens auf den Stein. Durch diesen zunächst so einfach erscheinenden Schritt vorwärts wurde die Werkstoffgrundlage für die Herstellung der Geräte nicht unerheblich erweitert. Der Schliff formte mit Leichtigkeit eine brauchbare Schneide, und später - im Neolithikum - lernte man noch den Stein zu spalten, zu zersägen und zum Zwecke der Schäftung zu durchbohren. - Mit dem Beil hatte der Mensch sich ein bahnbrechendes Werkzeug gestaltet, das ihm Gewalt und Kraft gab, sowohl hartzugreifende als auch gestaltende Maßnahmen auszulösen, die ihm bis dahin nicht in gleichem Umfange möglich waren.

Abb. 12: Jagd auf Enten im Einbaum bei Limmer

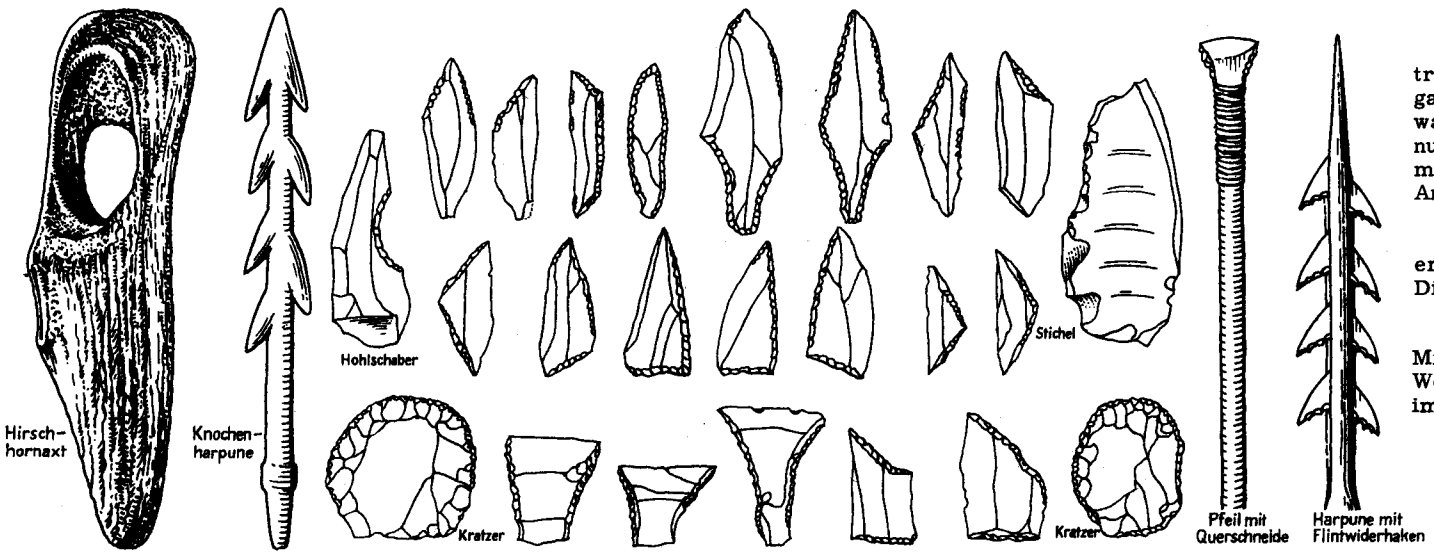


Abb. 13: Mikrolithen (=Kleinsteingeräte). Diese aus feinen Feuersteinspänen sauber hergerichteten Geräte sind zuallermeist als Pfeilspitzen oder als Widerhaken für Harpunen gebraucht (s. rechts). - Die obere Reihe zeigt Formen der Frühstufe (10 000 v. Chr. G.), die zweite Reihe gibt Spitzen der Mittelstufe wieder (7 000 v. Chr. G.), die untere Reihe stellt Pfeilschneiden der Spätstufe dar (5 000 v. Chr. G.). Vergleiche hierzu die Karte Seite 8.

Vom schöpferischen Urmenschen

Alle bisher dargestellten und besprochenen Werkzeuge traten im Leben des Menschen dort in Erscheinung, wo es galt, die Umwelt aktiv umzugestalten. Jedes einzelne Gerät war Teilglied eines Verfahrens, das wiederum einer Planung entsprang. Ein Plan aber setzt Einsicht in die Zusammenhänge der Umwelt voraus. Daraus können wir die ersten Ansätze menschlicher Intelligenz klar erkennen.

Die Hand ist die Mutter des Gerätes. Sie formt und fügt, ergreift und führt es, um es dem Plan gemäß anzuwenden. Die Hand ist immer am Werk.

Planender Wille macht so das Werkzeug zum Organ und Mittel des Aufbaus einer vom Geist gewollten und geführten Welt. Das ist Kultur. In ihr hat das Göttlich-Schöpferische im Menschen Gestalt gewonnen.

V. Die Jungsteinzeit

Neolithikum: 4 000 bis 2 000 v. Chr. G.

Das Klima

war wärmer als heute. Die Durchschnittstemperaturen lagen mehrere Grade höher als in der Gegenwart.

Die Landschaft

änderte ihr Antlitz allmählich dadurch, daß die Buche einzog und stellenweise, insbesondere auf den schweren Böden, den Eichenmischwald nach und nach verdrängte. Der Bauer, zu dem der Mensch sich nunmehr entwickelt hatte, griff gestaltend in die Landschaft ein. Er erschloß durch Rodungen des Forstes die fruchtbaren Lößflächen dem Ackerbau.

Die Wirtschaft

war die des bodengebundenen Bauern. Der bereits im Mesolithikum begonnene Hackbau entwickelte sich zur Pflugkultur. Neben dem Getreideanbau (Gerste, Hirse, Weizen - s. Seite 13) zog man Hackfrüchte und Wurzelgemüse. Als Haustiere wurden Rinder, Schweine und Schafe bevorzugt; die Geflügelhaltung war noch gering. Seit den letzten Jahrhunderten der Jungsteinzeit ist die Zucht des Pferdes belegt.

Die Technik

erfuhr besonders dadurch eine Verbesserung, daß man lernte, die Steingeräte zu schleifen. Das Bohren für die Zurichtung der Schaftlöcher von Steinhämmern und Arbeitsäxten (vgl. Seite 15) ist eine Erfindung der Jungsteinzeit. Die Töpferei (Keramik) erreichte nicht nur in der Gestaltung der Formen, sondern auch in der Verzierung der Gefäße (s. Seite 11 und 12) eine beachtliche Höhe. Im Tagewerk der Frauen spielte die Kunst des Spinnens und Webens, des Flechtens und Häkelns sowie des Knüpfens eine große Rolle (s. Seite 18 und 19).

Der Wohnbau

hat während der Jungsteinzeit im heimischen Raum das rechteckige Dachhaus entwickelt. Wohl tiefte man zunächst noch den Boden des Hauses grubenartig ein und setzte auf einen im Viereck aufgeschütteten Wall das Dach (vgl. das Gehöft von Eime, Seite 11), doch am Schluß der Steinzeit stand das rechteckige Pfostenhaus fertig da (s. Seite 15).

Die gebietliche Gliederung

wurde durch das Herausbilden in sich geschlossener Kulturen bestimmt. Von den Lößebenen des südlichen Niedersachsen - und damit auch der fruchtbaren Lehmböden des Alfelder Raumes - nahm schon früh die Kultur der Bandkeramiker (sie ist donauländischer Herkunft) Besitz. Im Westen siedelten die Michelsbergleute, die im zweiten Abschnitt des Neolithikums den gesamten heimischen Raum beherrschten. Gegen Ende der Periode schoben sich in das Leinebergland, aus dem Südosten kommend, Schnurkeramiker. Das norddeutsche Flachland aber beherrschten die Tiefstichkeramiker (nordische Kultur). Ihre Träger hielten zunächst gute Nachbarschaft zu den Einsässigen. Untereinander trieb man einen nicht unbeachtlichen Tauschhandel (vgl. hierzu unsere Karte auf Seite 12).

Steinzeittechniken

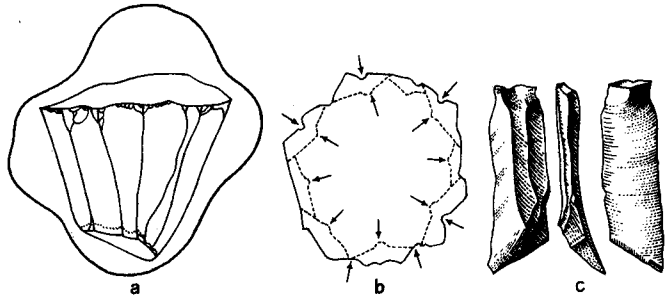


Abb. 14: Werdegang einer Feuersteinklinge. Man betrachte hierzu Zeichnung 14 a und 14 b. Durch Abschläge richtete man aus dem Rohknollen (Umriß) den Steinkern (Nukleus) her. Von diesem sind sodann durch Randaufschläge (Pfeile markieren diese in Zeichnung 14 b) Klingen abgetrennt. In dreiseitiger Ansicht ist unter Zeichnung 14 c ein solcher Abschlag wiedergegeben.

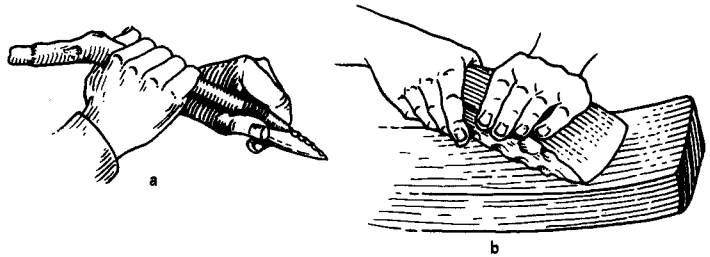


Abb. 15: Mit einem Druckstab aus Hartholz oder Knochen sind randlich feine Absplisse abgelöst (s. Zeichnung 15 a). Auf diese Weise wurden je nach Bedarf die verschiedenen Gerätformen gestaltet.

Die gleiche Bearbeitungsweise ist auch bei der Herstellung der Rohformen von Beilen angewandt. Zeichnung 15 b zeigt den Schliff der Schneide.

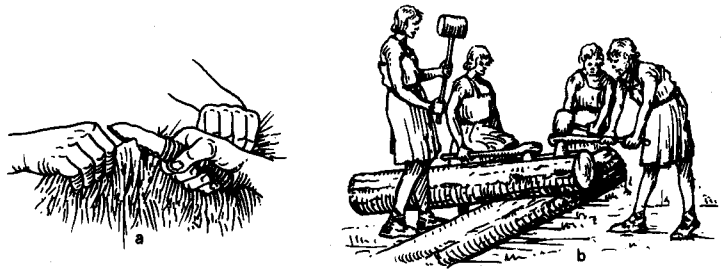


Abb. 16a: Mit einem Schaftmesser (Horn- oder Holzgriff) wird ein Fell zerlegt.

Abb. 16b: Unter Zuhilfenahme von geschäfteten Steinkeilen werden Baumstämme zu Bohlen gespalten. Mit Holzhämmern (hier Holtschlage genannt) werden die Keile eingetrieben.

Die Technik der Steinbearbeitung

entwickelte sich zur Vollkommenheit. Geschickte Steinmetzen vollbrachten wahre Meisterleistungen in der Herstellung von gut geglätteten Arbeitsbeilen und -äxten, formenschönen Streithämmern, eleganten Dolchen und Lanzenspitzen sowie Sicheln zum Schneiden des Korns u. a. - Der inzwischen erfolgte Übergang zum Ackerbau und zur Viehzucht verlangte neue Arbeitsmittel, so daß geradezu überraschender Formenreichtum der Steinwerkzeuge eintrat. - Neben dem Feuerstein gewannen bald andere Steinarten an Bedeutung, vornehmlich Nephrit, Jadeit, Diorit, Serpentin u. a. Sie wurden eine begehrte Handelsware.

Viel Kopfzerbrechen macht dem aufmerksamen Betrachter immer wieder die Frage, auf welche Weise der Mensch der Jungsteinzeit in seine Hämmer und Äxte die glatten Schaftlöcher einbohrte.

Scharfkörniger Quarzsand, durch einen Tonring auf der zu durchbohrenden Stelle zusammengehalten, wurde durch einen Bohrstab aus Hartholz in quirlende Bewegung gesetzt. Das geschah durch Reiben zwischen den flachen Händen oder durch Hin- und Herziehen eines Flitzbogens, dessen Sehne um den Bohrstab geschlungen war.

Bäuerliche Gesellschaftsordnung der Jungsteinzeit

Die jüngere Steinzeit erwarb und entwickelte bereits in den Grundzügen sämtliche Kulturgüter unserer heutigen bäuerlichen Dorfwelt. Erste Anfänge des Eigentumsrechts für den einzelnen und die Gemeinschaft sind zu beobachten, wobei das Gemeineigentumsrecht an Grund und Boden über das Recht des einzelnen hinausreicht. Dadurch erfährt das

Abb. 18: Bauerngehöft der Steinzeit um 4 000 v. Chr. G. Im Vordergrund rechts und links Wohngebäude. Hinten in der Mitte der Speicher. Um die Vorräte vor Ungeziefer zu schützen, ist dieser auf Pfähle gesetzt. (Rekonstruktion auf Grund einer Grabung bei Eime).

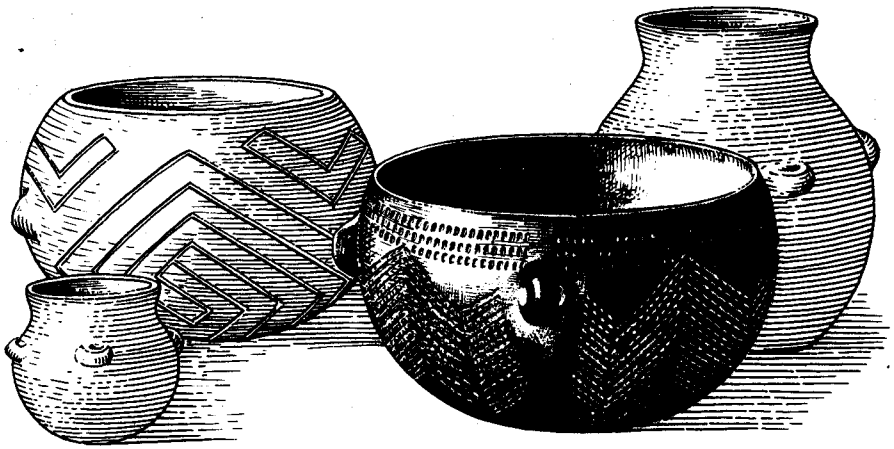


Abb. 17: Gefäße der Bandkeramiker aus Siedlungsfunden bei Eime (links) und Gronau (rechts).

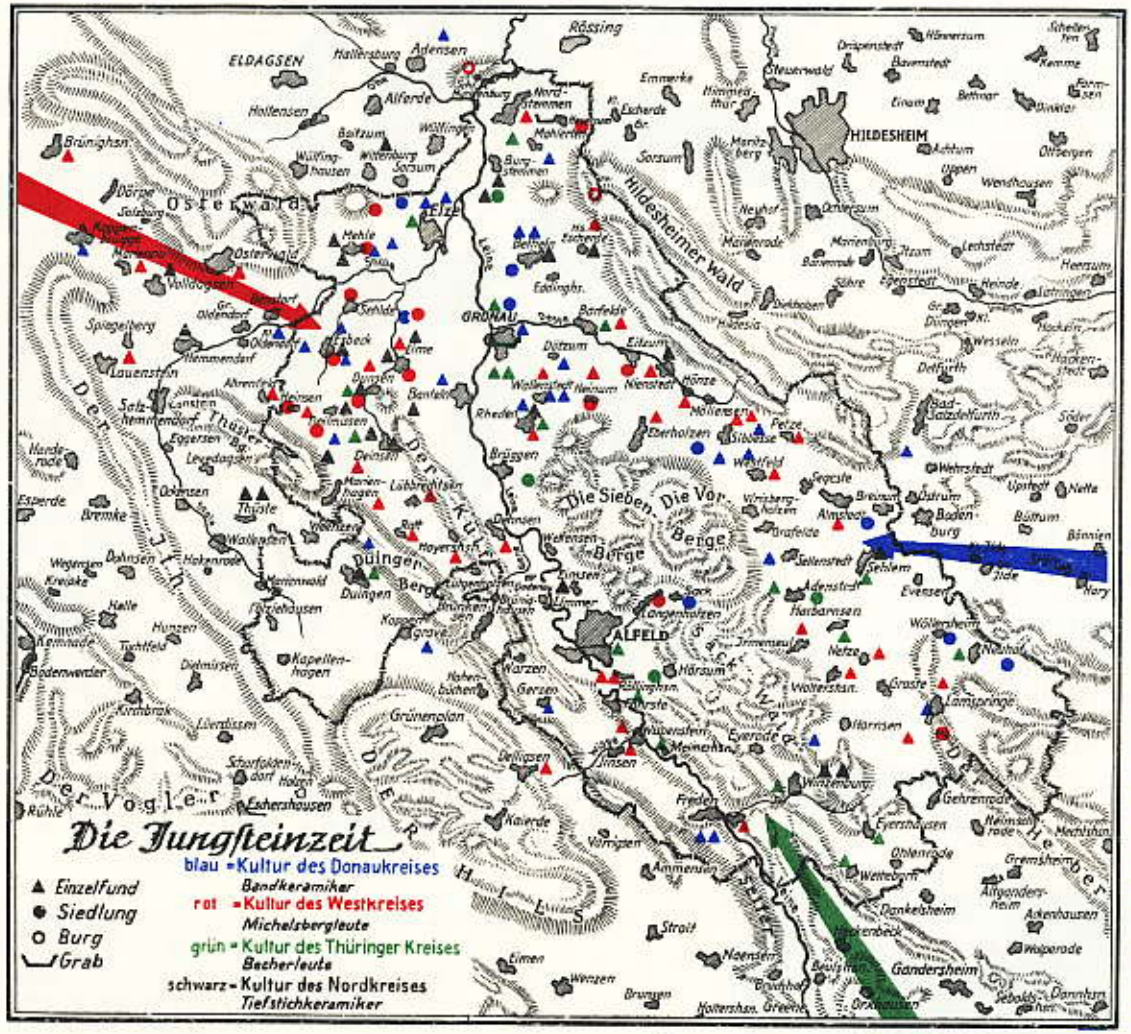
Bäuerliche Gesellschaftsordnung (Fortsetzung)

Leben eine strengere Bindung des Einzelmenschen an den Arbeitsverband, die Gemeinde. Dieses alle umschlingende Band bestimmte die Arbeit im Jahreslauf. Feldbestellung, Herden und Weidenutzung, Heirat, Totenbestattung und Opfer, kurz, jede wichtige Handlung wurde durch den Brauch der Sippe bestimmt. Der Willkür des noch zügellosen Jägers waren jetzt Schranken gezogen; es blieb ihm nur ein eng begrenzter Spielraum für eigene Wünsche. Die Entwicklung zum Gesellschaftswesen war so zu einem weitgehenden Abschluß gekommen.

Die Schlüsselstellung
des Landes zwischen Hildesheimer Wald und Ith während der Jungsteinzeit beleuchtet unsere Karte. Drei Kulturkreise stießen nacheinander in diesen Raum vor und pflegten Beziehungen zu einem vierten im Norden. In erster Linie wollte man beteiligt sein am Besitz der fruchtbaren Böden der Landschaft. Gewinn verhießen aber auch mehrere Salzquellen, und schließlich suchte man nutznießend teilzuhaben an den beiden beachtlichen uralten Durchzugswegen, die sich noch heute bei Elze kreuzen.

Nordische Kultur
Bis an die Ausmündung des Leinetals ins Flachland schob sich von Norden her die Kultur der Tiefstichkeramik. Die Ziermuster der Gefäße erinnern an Flechtereien, die tief eingestochen über die Wände verteilt sind. - Formschöne Streitäxte, technisch hochentwickelte Dolche und Lanzenspitzen und gut gearbeitete Flintbeile ergänzen das Bild dieser Kultur. - Vornehmlich durch Tauschhandel sind die Waffen und Geräte so zahlreich in den Besitz der Steinzeitbauern unserer Heimat gelangt.

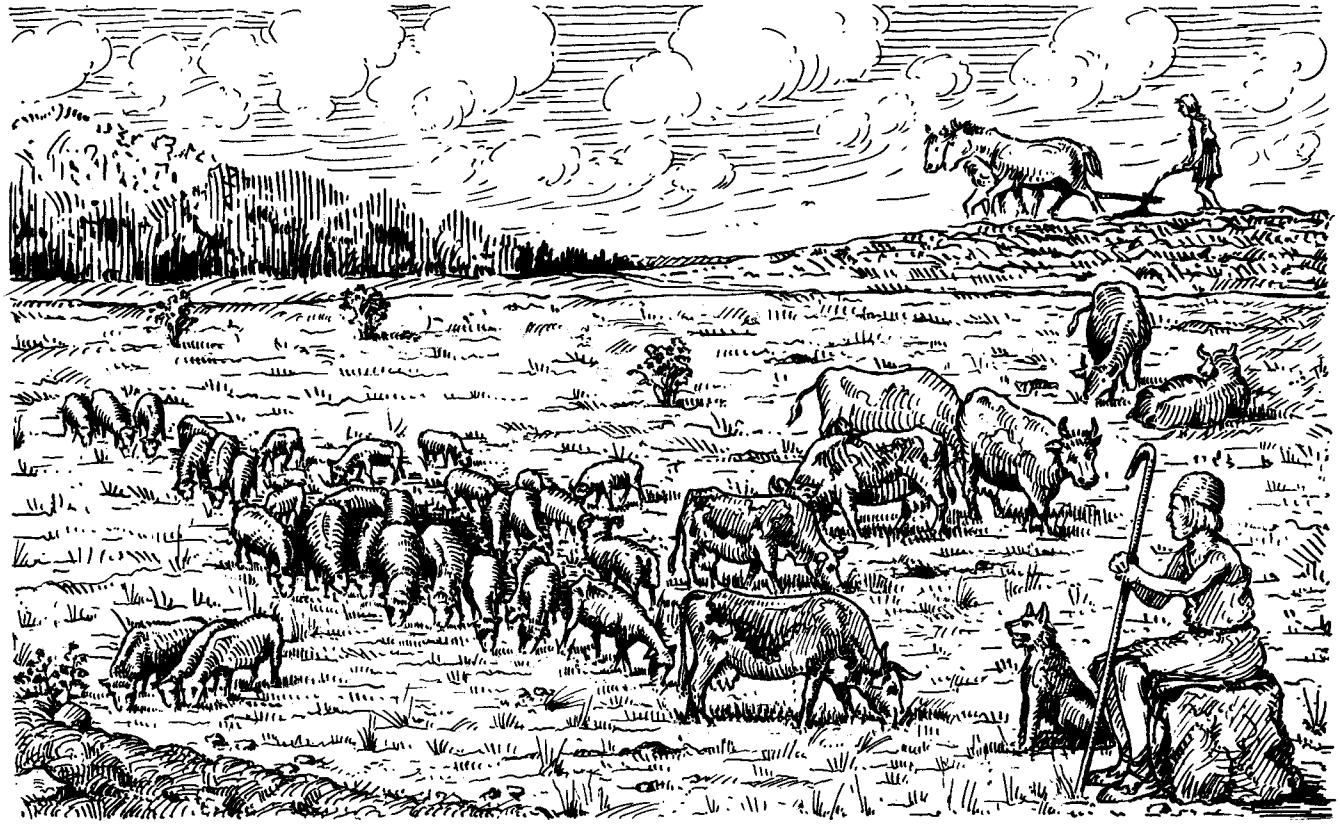
Die Kultur des Westkreises
Die Michelsbergleute vom Rhein stießen durch die Coppenbrügger Pforte in unsere Landschaft. Ihre formschönen Tulpenbecher (Mehle, Eime, Deilmissen u. a.) und sauber getöpferten Terrinen (vgl. obige Zeichnungen) sind begleitet von spitznackigen und trapezförmigen Beilen. - Das mächtige Bollwerk der Michelsberger war die von doppelten Wällen umhegte Burg an der Beusterquelle im Hildesheimer Walde. Ohne Zweifel handelt es sich um die riesige Wallanlage einer hierzulande zunächst kolonisierenden Volksgruppe, die auf weit vorgeschobenem Posten stand. - Diese aus dem Westen kommende Kultur überlagerte, wie Beispiele belegen, die Bandkeramik und ergriff schließlich Besitz (3 000 v. Chr. G.) vom gesamten Alfelder Kreisgebiet.



Die Bandkeramiker
als ältestes Bauernvolk siedelten locker gestreut. Sie kamen um 4 000 v. Chr. G. ins Leinebergland aus dem donauländischen Raum. Ihren Namen leitete die Wissenschaft von dem Hauptverzierungsmuster ab. Es ist ein breites Band, das in Spiralen oder Zickzacklinien den kugel- und bombenförmigen Gefäßen eingeritzt oder eingestochen wurde (Seite 11). - Begleitet sind diese Gefäße von schuhleistenförmigen Keilen und Meißeln, breiten Hacken und groben Arbeitsäxten. - Ihre Wohnsitze treffen wir vornehmlich auf den fruchtbaren Lößböden bei Breinum, Sibbesse, Eime, Deilmissen und anderen Orten. Aber auch das Bergland erschlossen sie sich. Nicht selten treffen wir dort auf ihre Spuren (Sack, Hohe Warte, Duinger Berg, Hornsen).

Schnurbecherleute
Offenbar am Ende der Steinzeit, ca. 2 000 v. Chr. G., schob sich mitten in die Kultur der Michelsbergleute ein kriegerisches Volk aus dem Thüringer Raum. Schöne schnurverzierte Becher sowie hochelegante Streitäxte, deren Flächen kunstvoll in Facettenschliff poliert sind, kennzeichnen Siedlungen und Gräber bei Hörsum, Gronau, Wallenstedt, Adenstedt, Brüggen, Rote Steinhöhle bei Holzen u. a.

Abb. 20: Aus dem Werktag der Hudebauern und Ackerleute bei Wetteborn. →



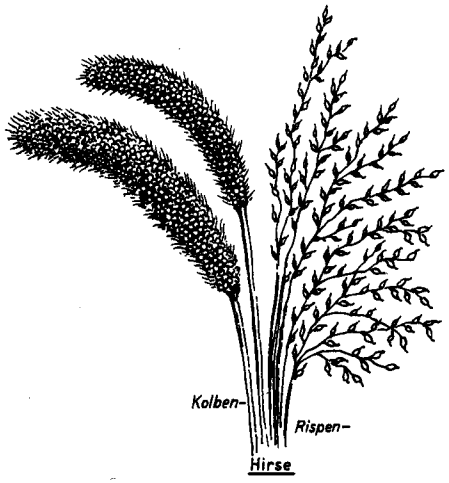
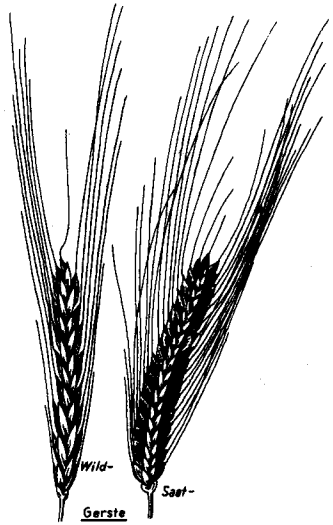
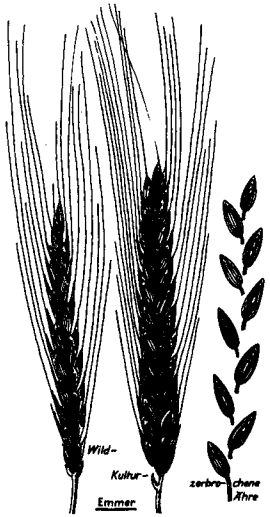
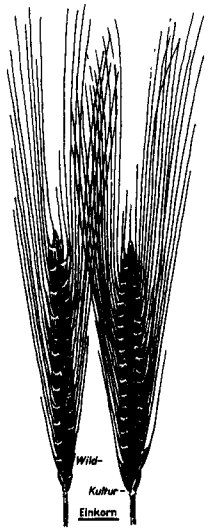
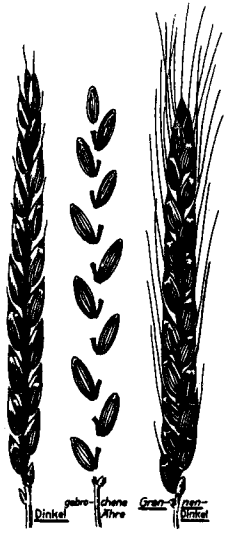


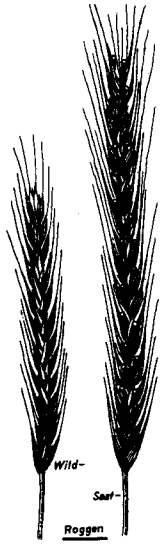
Abb. 19: Urgeschichtliche Getreidearten und ihre Kulturformen. Für unseren Saatweizen kennt man die Wildform nicht. Er ist wahrscheinlich ein Bastard aus Einkorn, Emmer und Dinkel.

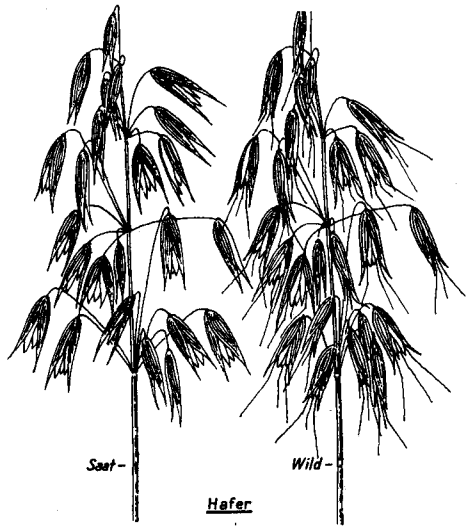












Vom Brotgetreide

Alle Erkenntnisse der Spatenforschung deuten darauf hin, daß die Gerste das erste Getreide der Ureinwohner unseres Raumes war. Indogermanische Sagen haben sich gerade dieses Getreides angenommen und wissen zu erzählen, daß die Gerste den Menschen als erste Nahrung von den Göttern gegeben worden ist.

Wie wurde nun die Gerste gegessen? Bis zum gebackenen Brot war noch ein weiter Weg, der offenbar nicht mit der Gerste, sondern mit dem Weizen in Zusammenhang zu bringen ist. Wie Funde uns belegen, wurden die Gerstenkörner geröstet, zerstoßen, mit Wasser angerührt und gekocht als Brei gegessen. In dem Augenblick, in welchem eine länger stehen gebliebene Gerstensuppe bei warmem Wetter in Gärung aufging, war der Ansatz zum Bierbrauen gemacht. Daß wir diese Erfindung des Bieres, überhaupt der alkoholischen Getränke, schon sehr früh festlegen können, beweisen die verschiedenartigen Preßkuchen, die gefunden sind. Seit der Urzeit ist der Begriff Bier mit der Gerste verbunden. Als Brotfrucht spielte sie eine ganz untergeordnete Rolle, denn die ältesten Brote, die wir kennen, sind alle aus Weizen.

Weizen ist in verschiedenen Urformen in unseren Breiten schon in frühen Siedlungsschichten der Jungsteinzeit nachgewiesen. Wie es scheinen will, ist er durch die Bauern der bandkeramischen Kultur in seiner Zucht besonders entwickelt. Und gehen wir der Geschichte der Brotbäkkerei nach, so lehrt uns die Bodenforschung, daß man das erste Brot auf hoch erhitzten Steinen ausbuk. Es war fladenförmig und gerundet, man spricht von Scheiben- oder Fladenbrot. Das Mahlen war anfangs nur ein einfaches Zerquetschen der Getreidekörner zu Schrot zwischen zwei Steinen, die man im Laufe der Zeit zu einer großen flachen Unterlage und einem kleinen handlichen Läuferstein gestaltete. Aus dieser Urform des Mahlgeräts wurde in den Jahrhunderten um Christi Geburt die Mühle aus zwei aufeinanderliegenden Steinscheiben entwickelt, deren obere durch Handkraft im Kreise bewegt ward (s. Seite 25).

Abb. 21: Müllerinnen bei der Arbeit. Die Getreidekörner wurden mit Handsteinen auf Steinplatten zu Schrotmehl gerieben. Wollte man feineres Mehl haben, schied man dieses durch Aussieben von den Hülsen (Kleie). Dazu benutzte man weitmaschiges Leinen. Mühlen liegen aus steinzeitlichen Siedlungen bei Mehle, Heinsen, Sibbesse u. a. im Heimatmuseum Alfeld vor. - Vergleiche auch die Mühle aus Gudingen (Seite 25) aus dem 9. Jahrhundert nach Christi Geburt.

Abb. 22: Vom Brotbacken In Holztrögen säuerten die Frauen den Teig. - Der Backofen hatte als Stützgerippe ein Holzgeflecht, das außen und innen mit einer dicken Lehmschicht verkleidet war. Hitze und Schwaden machten die Anlage immer fester und härter. (Wiederherstellung auf Grund von Grabungsergebnissen in der Feldmark Eime und Betheln. - Zeit: um 1 000 und 300 vor Christi Geburt).

Endlich noch ein Wort über das Aufbewahren des Getreides. In jeder bäuerlichen Siedlung der Jungsteinzeit, z. B. Siedlung bei Eime (Seite 11) beobachten wir den Grundriß eines Speichers. Hierzulande war dieser stets im Rechteck gehalten und von sechs Ständern, deren Pfostenlöcher vielfach nachgewiesen sind, getragen. Durch diese Bauart sollte einmal gewährleistet werden, daß das Getreide während der feuchten Jahreszeit trocken lagerte und zum anderen die vielen Nager (Mäuse und Ratten) von den Vorräten ferngehalten wurden. Auch Säcke aus Tierhaut und große Gefäße aus Ton sind für diese Zwecke gebraucht. Aus besonderer Veranlassung hat man das Getreide angeröstet, um es in feuchten Gegenden und Zeiten haltbar zu machen. Dieser Tatsache verdanken wir, daß in unseren Breiten soviel Getreide aus der Urzeit erhalten geblieben ist. Wir können sogar an Hand mitgefundener Ährenteilchen feststellen, daß hauptsächlich sechszeilige Gerste, aber auch zweizeilige der gleichen Art angebaut wurde. An Weizen sind in der Mehrzahl der Dinkelweizen, weniger häufig Einkorn und Kugelweizen kultiviert. Der Emmer ist schon früh wieder ausgegangen.

Die dritthäufigste Feldfrucht unseres heimischen Bauerntums ist seit der jüngeren Steinzeit die Hirse. Zwei Arten kamen bei uns vor, die Rispen- und die Kolbenhirse. Um die weit verbreitete Rispenhirse ist es ein eigenartiges Ding. Sie ist schon in der grauesten Vorzeit wahrhaft international gewesen, so daß es schwer sein wird, ihre Herkunft festzulegen. Hierzulande hat der Anbau der Kartoffel die Hirse und den köstlichen aus ihr zubereiteten Brei nach und nach völlig verdrängt.

Während des zweiten Jahrtausends v. Chr. G., d. i. in der Bronzezeit, erkannte man den Nährwert des Hafers. Er war und blieb etwas typisch Germanisches. In den Mittelmeerländern galt er als Unkraut.

Der Roggen ist der letzte in der Reihe unserer heimischen Getreidearten. Seine Heimat ist der Raum um das Schwarze Meer, woher er langsam westwärts Verbreitung fand. Um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. G. trat er erstmalig in Schlesien auf und erreichte kurz vor der Zeitenwende unsere Heimat. Während er bald bei allen germanischen Völkerschaften als Brotgetreide verbreitet war, haben die Römer ihn niemals angebaut. Ebenso blieb er den Semiten fremd.

Von Garten- und Feldfrüchten

Fast völlig unerforscht ist noch das Auftreten von Erbse, Linse, Bohne und Möhre, alles Kulturpflanzen, die im mittel- und nordeuropäischen Raum in der Jungsteinzeit auf einmal vorhanden sind.

Eine typisch indogermanische Ackerpflanze war auch der Lein. Er gehört in die Reihe der vielen Kulturhinterlassenschaften der jungsteinzeitlichen Pflanzenwelt. - Aber nicht wegen seiner spinnfähigen Faser allein wurde der Lein angebaut; seine Samenkörner enthalten 35 % Fett, was unseren Altsassen seit der Jungsteinzeit bekannt war. Durch kalte Pressung gewannen sie ein wohlschmeckendes Öl. Außer der Haselnuß mit ihrem 60 %igen Fettgehalt war der Leinsamen für Niedersachsen seit jeher die wichtigste Ölfrucht. Darüber hinaus fand derselbe noch eine andere uns nicht mehr bekannte Verwendung zum Brotbacken. Die Ölmasse schießt erst zur Zeit der Reife in die Frucht. Vorher ist diese stärkehaltig und deshalb zur Streckung des Brotgetreides durchaus geeignet und in frühen Zeiten genützt. So treten denn schon in grauer Vorzeit Brote, deren Teig mit Leinsamenmehl untermischt war, auf. Ein derartiges Gebäck, nach einer Analyse dem vorgeschichtlichen Brot genauestens nachgebacken, hatte einen ausgezeichneten kernigen Geschmack.

Abschließend noch ein Gang durch den Obstgarten der Vorzeit. Daß die Steinzeitbauern Äpfel züchteten, ist allseitig bekannt. Aber auch Birnen und Kirschen waren schon vertreten. Auch wissen wir, daß unsere köstliche Hauszwetsche als Kulturfrucht älter als der Apfel ist. - Für die Ölgewinnung wurde, wie schon an anderer Stelle erwähnt, die Hasel, und zwar in Hecken- und Buschform, aber auch als Baum gezogen. Diese ausgiebige Aufzählung der Feld- und Gartenfrüchte unseres heimischen Raumes in einer Zeit, als die Römer noch lange nicht am Rhein standen, beweist, wie hoch die Bauernkultur in unseren Gebieten zu werten ist.

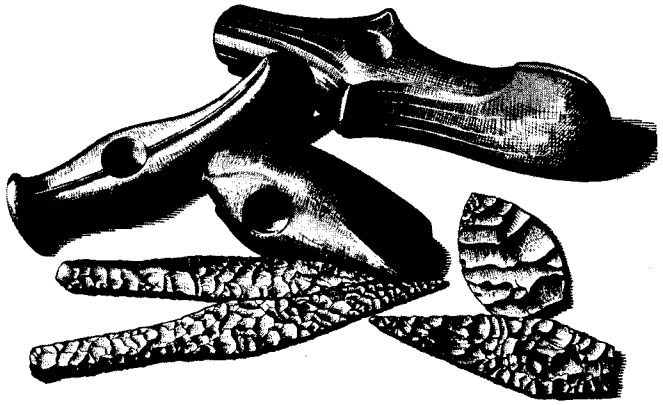


Abb. 23: Streitäxte, l.: Elze - Mitte: Eime - r.: Dötzum
Dolche, links oben: Thüste - links unten: Deilmissen
Lanzenspitzen: r. oben: Hörsum - r. unten: Deinsen

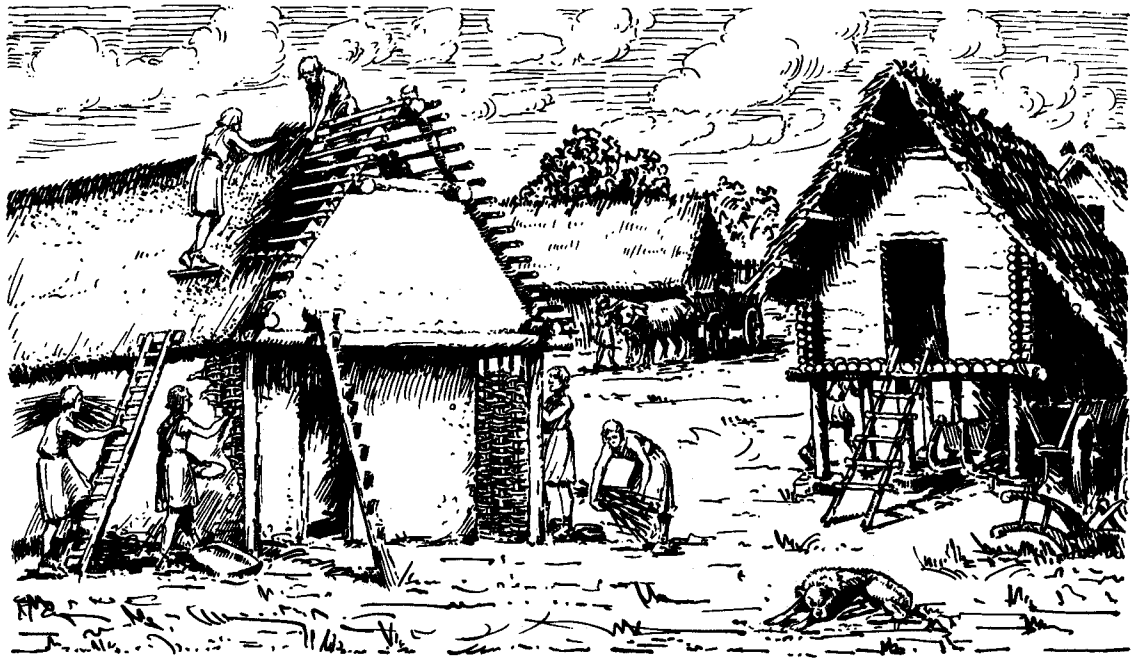


Abb. 24: ⟶ Gehöft um 2000 v. Chr. G. in der Feldmark Deinsen. Es wird ein Wohnhaus gebaut. Wandflechten (das Wort Wand leitet sich ab von winden), Verputzen und Dachdecken werden ausgeführt. Rechts im Bilde der Speicher für die Wintervorräte (s. Seite 14). Dahinter Ställe und Scheunen.

Vom Hausbau

Die Entwicklung des Wohn- und Hauswesens ist durch Jahrtausende geschritten und hat ihren Ursprung in der Jungsteinzeit. Sie läßt sich auf Grund vieler Grabungen auf den heimischen Gemarkungen in großer Linie verfolgen und darstellen. Unter Zugrundelegung der gewonnenen Erkenntnisse haben wir für unseren Raum als erste Hausform das Dachhaus anzunehmen, d. i. ein Haus mit Firstdach ohne Wände. Das Dach war Oberbau und saß einem etwa 3/4 m hohen Erdwall auf. Dieser entstand durch den Aushub des Hüttenbodens, der rund um den aus Feldsteinen aufgebauten Herd eine Sitzschwelle hatte. Die Giebelseiten waren geschlossen durch Ständer und Flechtwerk. Sie zeigten auf der windgeschützten Seite den Eingang, und im First fand sich ein offenes Dreieck, durch das der Rauch des Herdes seinen Abzug fand. Die Größe dieser frühen Häuser ist, wie die Grabungen aussagen, sehr verschieden, ihre Länge schwankt zwischen 6 und 15 m, die Breite ist entsprechend entwickelt. Solche Häuser sind uns bekannt aus den Gemarkungen Eime, Elze, Deilmissen und Sibbesse. Während der Zeit um 2 000 v. Chr. G. lief eine Entwicklung im Hausbau an, die in den Jahrhunderten um Christi Geburt ihren Abschluß fand. Das Dach wurde gehoben und auf Wände gesetzt. Diese führte man entweder im Blockverband aus, oder Pfostenreihen trugen das Dach. Im Blockverband waren die Stämme an den Hausecken durch wechselseitiges Einkerben der Lang- und Querhölzer miteinander verzahnt. Beim Pfostenhaus fügten die Zimmerleute entweder ein "Tunwark" (Flechtfüllungen aus starken gespaltenen Weidenzweigen) in die Gefache, oder aber man nutete die Pfeiler und setzte in die Zwischenräume angezapfte Riegel (s. Haus Seite 23). Das Flechtwerk (Tunwark) der Wände wurde, wie unser Bild Seite 15 deutlich macht, mit Lehmbewurf außen und innen verputzt und schließlich weiß getüncht.

Das Dach deckte man durch Jahrtausende mit dem Stroh des Getreides oder aber mit Schilf, wenn Sumpf und Fluß große Röhrichtbestände anboten. Gelegentlich wird es auch doppelschichtig von aufgetrenntem Stangenholz gezimmert sein; Zwischenlagen von Birkenrinde machten es wasser- und luftdicht.

Zunächst war das Haus einräumig. Inmitten lag die offene Herdstelle. Hier führte die immer tätige Frau das Tagewerk. Die umfangreichere Bauernwirtschaft machte bald einen zweiten Raum notwendig.

Zunehmende Bevölkerungsdichte und steigende Holznutzung zwangen den Zimmermann, mit seinem Werkstoff Holz sparsamer umzugehen, und er kam demzufolge zu neuen Konstruktionen. Je schwächer die Stiele infolge des Holzmangels hergerichtet werden mußten, desto notwendiger erwies sich die Einfügung von Querriegeln und Streben in den Verband des Fachwerks. Weil zudem im feuchten Boden Pfosten und Schwellhölzer gar zu schnell der Fäulnis verfielen, kam man um die Jahrtausendwende nach Christi Geburt zwangsläufig zum Hausfundament aus einer Packlage von Steinen (s. Seite 25).

Mittelalterliche Denkmäler des Fachwerkbaues sind bis auf uns gekommen und legen oftmals Zeugnis von hoher Zimmermannskunst ab. Heute aber hat der Stein- und Betonbau die alte bodengebundene Bauweise weitgehend verdrängt.

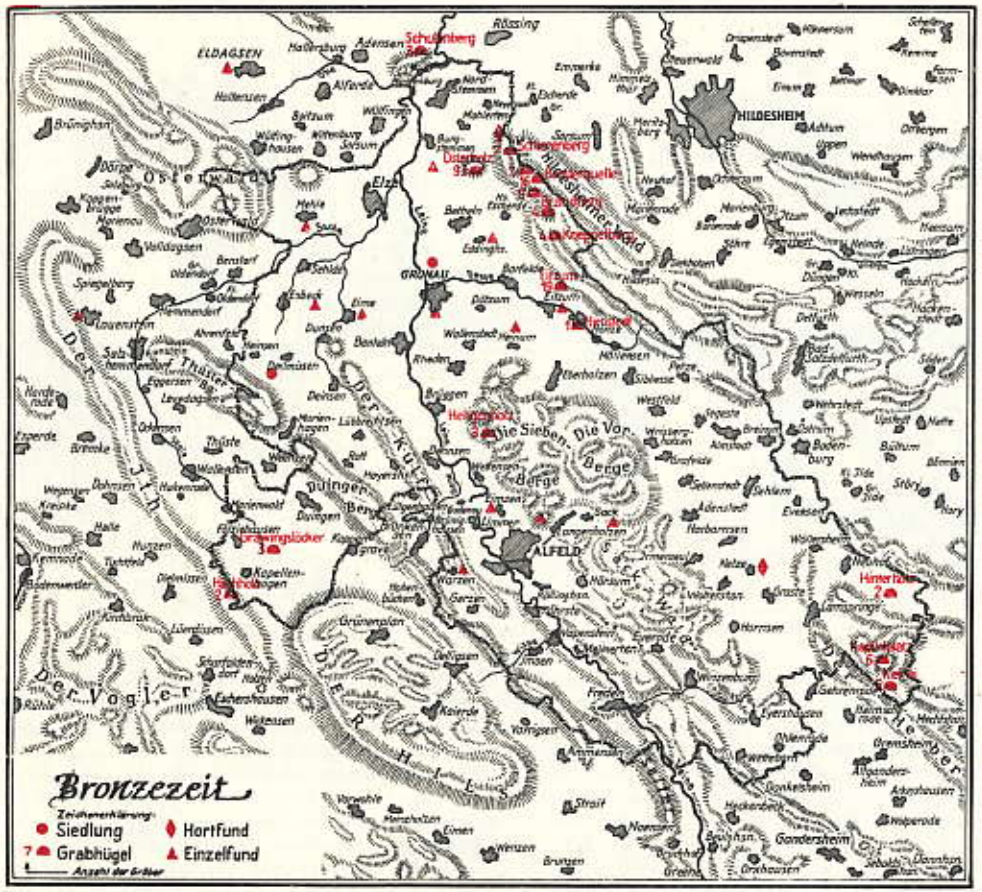
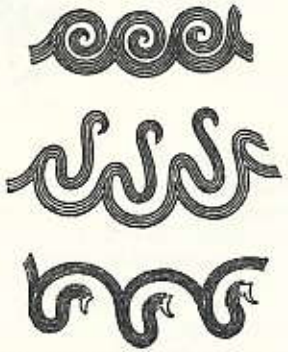


Abb. 25: Karte der Bronzezeit

Bronzene Gürtelscheibe mit Wellenbandverzierung. Niedersachsen.



Drei Wellenbandmuster der späten Bronzezeit.

VI. Die Bronzezeit

2 000 bis 750 v. Chr. G.

Das Klima

wurde zunächst trockener als bisher, am Ende der Periode aber auch etwas kälter (Ausklingen der Klimahöhe).

Die Landschaft

unseres Raumes blieb im ganzen dieselbe wie in der Jungsteinzeit. Die Buche erreichte ihre größte Verbreitung, und die Waldpflanzengesellschaften rundeten sich ab. Ihre Zusammensetzung bestimmten die Standortverhältnisse: Bodengüte, Feuchtigkeitsgrad, Kleinklima.

Die Wirtschaft

war auch zu dieser Zeit die eines beweglichen Bauernvolkes. Neben die schon bekannten Haustiere trat ganz allgemein das Pferd als Reit- und Zugtier.

Die Technik

lernte es, Metalle zu schmelzen und durch Gießen und Schmieden zu formen. Aus 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn wurde die harte und zähe Bronze hergestellt. Neben dieser verarbeitete man auch Gold. Gestaltung und Guß von Werkgerät, Waffen und Schmuck erlangten im nordischen Kulturkreis eine überragende Höhe. Meister des Bronzegusses zogen durch die Lande, um die Aufträge der Kundschaft zuallermeist an Ort und Stelle zu erledigen. Der Depotfund von Heyersum (s. Abb. 25) ist wahrscheinlich ein in großer Not verscharrter Auftrag (10 Beile, 3 Nadeln), der seinen Besteller nie erreichte.

Die Kleidung

der Bronzezeitleute ist durch viele Baumsargfunde in Nordeuropa belegt. Die Gewänder waren aus Leinen- und Wollgespinst hergestellt (vgl. Seite 19 und 21).

Handel und Verkehr

stellten Verbindungen zwischen Norddeutschland und dem Süden her. So kam das neue Metall herein, und als Tauschwerte hatten die Bewohner an der Leine Salz, Wolle, Honig und Tierhäute. Wege führten durch die Landschaft; und die Straße durch das Leinetal war weithin als völkerverbindend bekannt (beachte die Karte Seite 26).

Die Kunst

kam vornehmlich in der Gestaltung und Verzierung der Bronzegegenstände zum Ausdruck und gelangte zu ausgeglichener Schönheit (s. Seite 16 und 17).

Die Religion

kreiste mit ihren Vorstellungen um die Naturkräfte. Die Spenderin allen Lebens, die Sonne, wurde am meisten verehrt und bildlich in vielerlei Gestalt, insbesondere als glückbringende Schmuckform, dargestellt. Die Heiligtümer richtete man zuallermeist an schönen Quellen ein. Manche Funde von Opfergaben in diesen bezeugen kultische Handlungen (vgl. Seite 20 und 21). Die Personifizierung der Gottheiten bahnte sich an. Der Totenkult war hoch entwickelt, wie die Hügelgräberfelder belegen (s. Karte 25). In Baumsärgen (s. Seite 20) wurden die Leichen, oftmals mit reichen Beigaben, bestattet. In der Zeit um 1 000 v. Chr. G. ging man zur Brandbestattung über (Seite 20) und setzte die Asche, "den Leichenbrand", in Urnen unter kleinen Hügeln bei.

Die Völker

Mitteleuropa wurde während der Bronzezeit zur Wiege von vier großen indogermanischen Völkerschaften: den Urgermanen, den Urkelten, den Illyriern und den Italikern. Zunächst stand der heimische Raum unter westischem, d. h. urkeltischem Einfluß. Ab 1 000 v. Chr. G. gelangte unsere Landschaft in den Bereich der Nordleute und ihrer Kultur. Unsere Altvordern wurden damit germanisiert.

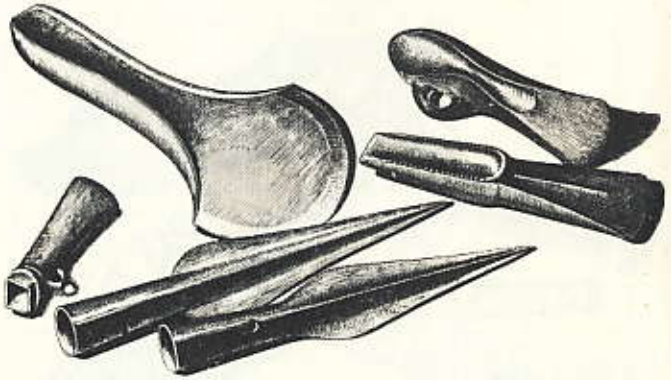


Abb. 26: Waffen aus Bronze
links: Randleistenbeil (1), Heinsen, Tüllenbeil (2), Eddinghausen,
Mitte: Lanzenspitze (3 und 4), Burgstemmen und Eime,
rechts: Lappenbeil (5), Burgstemmen, Absatzbeil (6), Eitzum.

Vom Bronzeguß

Es war ein gewaltiger Fortschritt, als der Mensch lernte, Kupfer zu schmelzen, in Formen zu gießen und bald danach aus diesem Metall durch Beimischung von einem Zehntel Zinn harte Bronze zu gewinnen. Ließ auch die Festigkeit der Schneide der Kupfer- und ersten Bronzebeile und -messer noch manches zu wünschen übrig, so waren sie doch in vieler Hinsicht weit brauchbarer als Steinwerkzeuge; überdies erforderte ihre Herstellung weit weniger Arbeit. Wurde die Schärfe der Schneide schartig und stumpf, bedurfte es nicht allzu großer Mühe, durch Dengeln sie wieder schnittfest zu machen. Nach gänzlichem Verschleiß ließen sich solche Werkzeuge und auch Reststücke durch Zusammenschmelzen ohne große Schwierigkeit zu Neugüssen verarbeiten.

Das Metall schmolz der Gießer in offener Glut unter Benutzung kleiner Tontiegel (vgl. unser Bild). Sodann ließen geübte Hände Gußspeise in die Tonformen fließen. Später sind solche auch in Sandstein geritzt und gemeißelt (s. unser Bild). Die schönsten Güsse dieser Zeit aber entstanden in der "verlorenen Form". Für diese Fertigung modellierte man in einer Wachsschicht über einem Tonkern den zu gießenden Gegenstand. Nach Abschluß aller Vorarbeiten umkleidete man das Ganze mit einem dicken Tonmantel. War alles getrocknet, wurde das Wachsmodell durch Erhitzung im Feuer zum Schmelzen gebracht, und die Masse floß aus.

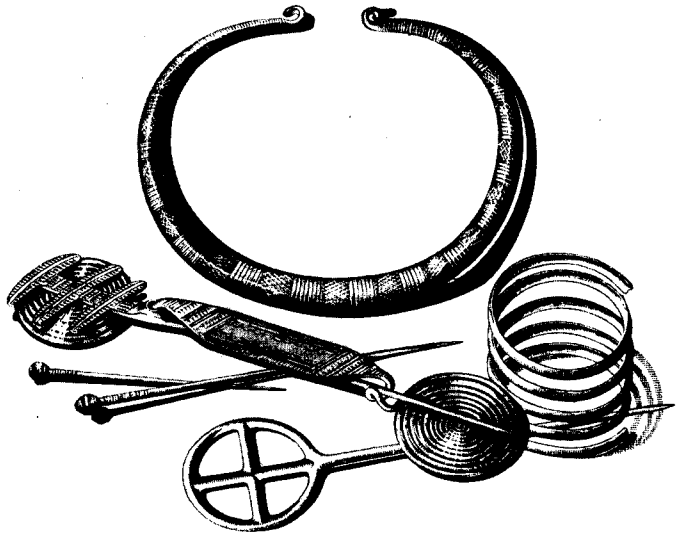


Abb. 27: Frauenschmuck aus Bronze. Halsreif (1), Heinum, Gewandhafte (2), Esbeck, 2 Kugelknopfnadeln (3 und 4), Heyersum, Radnadel (5), Forstort Schierenberg bei Heyersum, Armreif (6), Forstort Schierenberg.

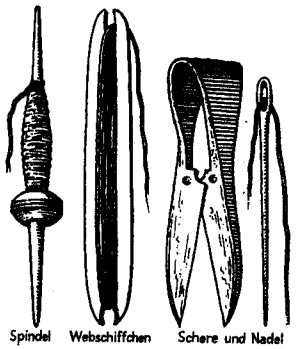
Abb. 28: Werkstatt eines Bronzegießers. Rechts werden die Formen für ein Schwert und die schönste Bronzeaxt des südhannoverschen Raumes (Fundort Heinsen - s. nebenstehendes Bild) modelliert (vgl. Text).

Dann erfolgte der Guß. Er füllte den Hohlraum, den das geschmolzene Wachs hinterließ. Das fertige Stück hielt man in Händen, sobald Mantel und Kern zertrümmert waren. Damit ging die mühevoll geschaffene Form verloren und mußte vom Meister so oft neu gestaltet werden, wie der Gegenstand in Auftrag gegeben war. - Das gewonnene Werkstück wurde zum Schluß gesäubert, der Gußzapfen mit dem Meißel abgeschlagen, die Gießnaht geglättet, auch oftmals die Gußhaut entfernt, was bei wertvollen Bronzen immer geschah. Sodann prunkte das Meisterwerk in der dem Metall eigenen goldgelben Farbe. Schmuckstücke – insbesondere solche für Frauen (s. Abb.) - sind vielfach mit feinen Mustern verziert.

Schwertgriffe und Schmuckplatten, Nadeln und Reifen sind Erzeugnisse dieses hochentwickelten Gießverfahrens, das ein großes technisches Geschick und gepflegtes handwerkliches Können voraussetzt. Oftmals haben die Wände der Werkstücke nicht die Dicke eines Millimeters und sind doch von einer durchgehenden Gleichmäßigkeit.

Die Verzierungen vieler Bronzen belegen nicht nur meisterlich geschulte Hände, sondern auch fein entwickelten Geschmack. Vornehmlich gelangten in unseren nordischen Landen geometrische Muster zur Darstellung. Konzentrisch angeordnete Kreise, Spiralbänder, waagerechte Strichgruppen im Wechsel mit senkrechten Linien und Grätenmustern (vgl. Frauenschmuck: Halsreif von Heinum, Nadeln von Heyersum) kann man in harmonischer Anordnung beobachten. Die zunächst als Zeichnungen aufgetragenen Ornamente wurden unter Benutzung verschieden starker Punzen mit sicherer Hand eingearbeitet. - Besonders hoch war diese Kunst im nördlichen Europa entwickelt.

Abb. 29: Blick in eine Töpferwerkstatt.
Die Gehilfen formen aus geknetetem Ton ohne Drehscheibe, lediglich mit Hilfe eines gebogenen Streichbrettchens, auf einem drehbaren Untersatz die Töpfe. Der Meister überzieht die lederhart getrockneten Gefäße durch Eintauchen mit feinem Tonschlamm. Im Hintergrunde werden fertige Gefäße zum Brennofen gebracht.



Web- und Schneiderwerkzeuge

Die Töpferei

ist ihrem Wesen nach an die Seßhaftigkeit der Urmenschen gebunden. Schon zur Jungsteinzeit wurde in Werkstätten die Kunst des Töpferns zu hoher Blüte geführt. Keineswegs verschwand damit die schlichte Haustöpferei. Der Verschleiß an Geschirr war groß, und schnell mußte Ersatz zur Stelle sein. - Der gegrabene Ton wurde zunächst gründlich geknetet, dabei von Steinen und Wurzelwerk gesäubert und dann eine Zeitlang gelagert. - Später begann das Töpfern. Es geschah freihändig. Aus einem Klumpen sind Näpfe, Becher und Schalen von geschickten Händen gezogen und geglättet. Große Vorratsgefäße wurden aus Tonstreifen aufgebaut, die man spiralförmig übereinandersetzte und gut miteinander verstrich. - Die fertig getöpferten Gefäße mußten erst durchtrocknen, ehe sie gebrannt wurden. Während des Trocknens ritzte der Meister mit einem Griffel in die Wände der besseren Geschirre dem Stil der Zeit gemäße Muster. Hin und wieder sind solche Ornamente mit einer weißen Paste (Kreide, Gips) ausgelegt, um sie besser sichtbar zu machen (vgl. Seite 11 und 12). - Das Brennen geschah zunächst im offenen Feuer. Die Töpfermeister dagegen hatten, um einen höheren Hitzegrad erreichen zu können, einen Ofen, den eine Lehmkuppel überwölbte.

Um die Wandungen großer Gefäße gegen Stoß und Hitze fester zu machen, "magerte" man den Ton durch Beimischung von Steingrus. Kleine durch Erhitzung entstehende Sprünge wurden auf solche Weise durch die Steinsplitter abgefangen bzw. aufgehoben. - Während der Eisenzeit überzog man die Grapen mit Tonschlamm (s. unser Bild), um sie durch diese Art der Oberflächenbehandlung bruchfester zu machen. Besseres Geschirr wurde in diesen Perioden mit Ruß eingerieben und poliert, wodurch eine glänzend schwarze Oberfläche erreicht wurde.

Im letzten Jahrtausend v. Chr. G. begann man die Gefäße auf einer drehbaren Unterlage, wie unser Bild zeigt, unter Zuhilfenahme eines Modellholzes zu formen. Die Töpferscheibe führte man hierzulande erst um 800 nach Chr. G. ein; sie kam aus dem rheinischen Raum zu uns.

Vom Wirken an Wocken und Webstuhl

Es besteht kein Zweifel, daß bereits unsere jungsteinzeitlichen Ahnen sowohl Wolle als auch Flachs zu bearbeiten und zu verspinnen wußten. Daneben waren einfache Webstühle in Gebrauch. Reichlich sind die Belege für die Bronzezeit und die nachfolgenden Epochen. Viele Funde aus nordischen Baumsargbestattungen, niedersächsischen Mooren und dem Schlamm unter ehemaligen Pfahlbauten in süddeutschen Seen bezeugen das. Spinnen und Weben war derzeit eine Arbeit für Frauen und Mädchen. Sie übten schon während der Mittelsteinzeit die Vorstufen im Flechten und Knüpfen von Binsen, Bast und Riemen.

Vom Spinnen

Die nebenstehende Abbildung zeigt eine Spindel aus einem an beiden Seiten spitz auslaufenden Hartholzstab. Am unteren Drittel ist ein Spinnwirtel aus Ton aufgesteckt, das Schwungrad dieses so einfachen Geräts. Es dient dazu, den vom Wocken gezupften und zwischen den Fingern gezwirnten Faden aufzuwickeln (vgl. Spinnerin Seite 19).

Vom Weben

Die Entwicklung vom Flechten zum Weben hat sich in der Jungsteinzeit vollzogen. Wir kennen aus Moorfunden geflochtene Zeugreste, die so tadellos ausgeführt sind, daß sie kaum von gewobenen unterschieden werden können, ein Zeichen für die hohe Stufe der Vollendung dieser Technik.

Reste von Webstühlen lassen die Wiederherstellung, wie sie auf Seite 19 dargestellt ist, zu. Die senkrecht zwischen zwei Webbäume gespannte Kette ist derart durch ein gitterartiges Webbrett geführt, daß wechselweise die eine Hälfte der Fäden, die man je durch ein Loch der Stäbe zog, beweglich ist, die andere Hälfte aber in den Schlitzen zwischen den Stäben steht. Die beweglichen Fäden können durch Vorziehen oder Zurückschieben des Webbrettes vor oder hinter die stehenden Kettfäden gebracht werden. Wenn nun die Schußfäden mit dem Schiffchen (nebenstehend) einmal bei erhöhter Lage und zurück bei Tieflage zwischen den beweglichen und festliegenden Kettfäden durchgeführt werden, so entsteht ein Gewebe in einfacher Leinwandbindung. Daneben wird in der Zeit um 2 000 v. Chr. G. das Köpergewebe bekannt. Im Laufe der Zeiten hat die Webfertigkeit zugenommen, so daß in den Jahrhunderten n. Chr. G. neben den genannten Geweben auch Drell auftritt. Im allgemeinen erreichten jetzt alle Gewebe eine größere Feinheit.

Vom Schneidern

Die fertigen Stoffe wurden mit der Schere (s. nebenstehende Abbildung) zugeschnitten und danach mit Nadel und Faden genäht. Die Schere war zunächst aus Bronze, danach aus Eisen. - Weit älter sind die Nähnadeln aus Knochen und Holz, die seit dem Jungpaläolithikum bei uns bekannt waren. - In diesem Zusammenhang muß an ein ganz unscheinbares, technologisch aber höchst interessantes uraltes Hilfsmittel der Nähkunst gedacht werden: die Schweinsborste. Wie diese auf der Spitze des Pechdrahts beim Verarbeiten von Fellen und Leder ausgezeichnete Verwendung fand, kann nur noch ein Besuch beim Schuhmacher oder Sattler lehren. - Bronze- und Eisennadeln mit Öhr folgen.

Webmaterial

Wolle und Flachs sind bei uns zulande das Rohmaterial für den Faden. In der frühen Zeit überwiegt die Schafwolle. Die schweren Stoffe (für Mäntel) erhielten einen Zusatz von Hirsch- und Rinderhaaren.

Bei den leinwandbindigen und Köpergeweben wurden die Fäden in der Kette und im Einschlag nach verschiedenen

Abb. 30: Frau am Wocken mit Spindel

Abb. 31: Webstuhl aus urgeschichtlicher Zeit
Seit der Steinzeit bekannt, wird er im Ablauf der Jahrtausende verbessert (s. unser Bild) und entwickelt sich in den Jahrhunderten n. Chr. G. zu dem Webstuhl mit waagerechter Kette, wie er hierzulande bis in die Zeit um 1 900 allgemein bekannt war.

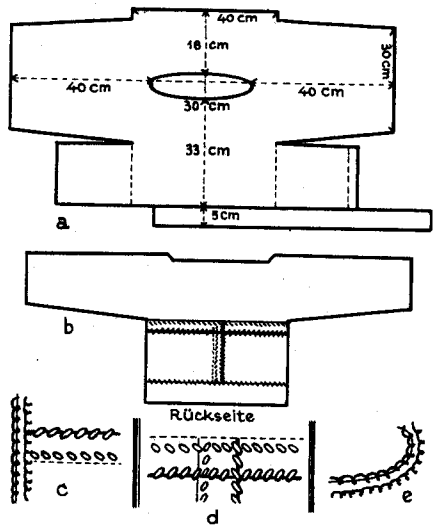


Abb. 32: Schnitt einer Frauenbluse um 1 000 v. Chr. G. Darunter die verschiedenen beim Schneidern benutzten Nahtstiche.

Richtungen gedreht, um dadurch eine größere Festigkeit des Gewebes und vor allem eine längere Haltbarkeit zu erzielen.

Farbwechsel wurde zunächst durch Mischen der Wolle von braunen, schwarzen und weißen Schafen erreicht. Schon früh aber wurden auch Pflanzenfarben bekannt. Aus Reseda gewann man Gelb und aus Attich ein schönes Blau. Älter noch sind die Erdfarben: Ocker (gelb, braun) und Rötel (rot). Kalk, Gips und Kreide lieferten weiße Farben, die aber nur in der Töpferei und beim Hausbau Verwendung fanden.

Die Kleidung

Fragen nach der Bekleidung der Bronzezeit sind durch die Inhalte nordischer Eichensärge gut und umfassend beantwortet. Die Gerbsäure des Eichenholzes und günstige Bodenverhältnisse haben die Gewänder erhalten.

Die Gewandstücke der Frau bestehen zu dieser Zeit aus einem weiten Wollrock, der gefaltet durch einen Gürtel auf den Hüften gehalten wird. Dieser ist kunstvoll gemustert, farbig auf einem Webbrettchen hergestellt und endigt in schön gebundenen Quasten. Den Oberkörper bedeckt eine Jacke, deren Zuschnitt und Verarbeitung oben rechts gezeigt ist. - In einem aus feingezwirnten Woll- oder Leinenfäden geknüpften Netz ist das Haar der Frau zusammengerollt gehalten.

Die Kleidung des Mannes (s. Abb. 33, r.) besteht aus einem Kittel, der um den Leib gelegt durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Ein Schulterträger ergänzt das Kleidungsstück. Hinzu kommt für den Winter und regenkalte Tage ein wetterkragenartiger Mantel. Er ist gefertigt aus einem Webstück, das in schönem Faltenwurf über der Schulter hängt. Eine Spange verschließt ihn am Halse. - Den Kopf bedeckt bei ungünstigem Wetter eine Wollmütze. - Frauen und Männer tragen aus einem Lederstück zugeschnittene Sandalen. Ihre Riemchen werden durch eine Verschnürung am Fußgelenk zusammengehalten und gebunden. - Die Hose fehlt in den gut erhaltenen Männergräbern der Bronzezeit. Sie ist erst bei stark absinkenden Temperaturen der Eisenzeit erfunden und wird seitdem getragen.

Zur Kleidung gehört der Schmuck (Seite 16 und 17); er ergänzt sie bei festlicher Veranlassung. Die Frau trägt um den Hals einen prächtigen Reif aus Bronze, den später die Perlenkette ersetzt. Den Unterarm schmücken kunstvoll gezogene Spiralbänder, und im Haar sorgen goldglänzende und reich verzierte Nadeln für den begehrten Putz. - Dem Oberarmring des Mannes und seiner Mantelhafte kommt die gleiche Bedeutung zu. In den Kittelgürtel gehört der Dolch oder auch die Axt, und an einem Schulterriemen wird in schön gepunzter Lederscheide das Schwert getragen.

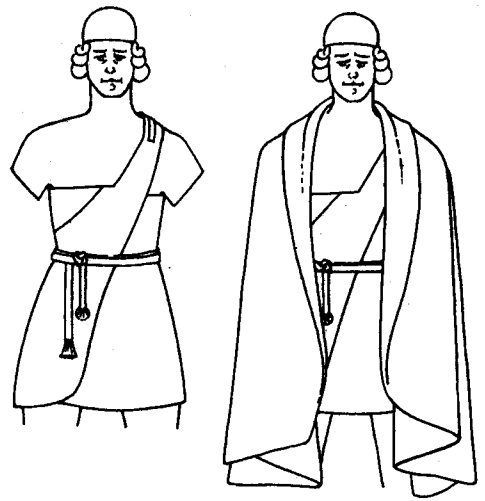


Abb. 33: Kleidung des Mannes
Sie besteht aus einem Kittel mit Träger, den ein Gürtel zusammenhält. Ein Wetterumhang schützt vor Regen und Kälte.

Abb. 34: Baumsargbestattung in einem Hügel des Gräberfeldes bei Eitzum.

Die Grabstätten

der Urzeit geben für die geistigen Anschauungen unserer Vorfahren manchen Fingerzeig. Bis um 1 000 v. Chr. G. herrschte hierzulande die Körperbestattung unter Erdhügeln (s. obiges Bild). In Eichensärgen bettete man die Toten zur ewigen Ruhe. Zu diesem Zwecke spaltete man den Eichenstamm und höhlte ihn aus, legte den Toten in eine Rindshaut gehüllt hinein und fügte etliche ihm im Leben besonders lieb gewesene Gegenstände (Schmuck bei Frauen - Waffen und Geräte bei Männern) hinzu. In den Hügelgräberfeldern am Hildesheimer Walde (s. Karte Seite 16) ist die Leichenbestattung durchweg festgestellt. - Der Brauch, die Toten zu verbrennen, kam zu Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr. G. zu uns (Bild unten). Er ist Ausdruck neu aufkommender Vorstellungen von einer jenseitigen Welt, zu der die Seele des Abgeschiedenen wandern muß. Auch mag er zusammenhängen mit dem Sonnenkult und den ihm eigenen Jahresfeuern (Oster-, Sommer-, und Wintersonnenwendfeuer), die teils bis in die Jetztzeit als Brauchtum von unserem Volk bewahrt worden sind. Die Einäscherung ist nichts anderes als eine kultische Handlung, der der Tote unterstellt wird, damit er in den Bereich des Lichtes und der Seligkeit gelangt. Dadurch erreicht er die Himmelswelt. In der Ynglinga-Sage heißt es, - "daß, je höher der Rauch bei der Leichenverbrennung steige, desto höher der im Himmel sitzen würde, der verbrannt ist". Bei Sehlde, Heinsen, Duingen, Limmer, Alfeld, Freden, Capellenhagen sind Urnen mit Leichenbrand ausgegraben.

Mit der nordischen Einwanderung um 1 000 v. Chr. G., wie schon gesagt, kam die Sitte der Einäscherung der Toten zu uns. Im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. G. kehrte man zur alten Form der Leichenbestattung wieder zurück. Nun erfolgte sie aber in sogenannten Reihengräberfeldern. Solche sind erkannt und wissenschaftlich untersucht bei Gronau am Windmühlenberge, bei Esbeck am Sonnenberge, bei Alfeld im "Alten Dorfe" und bei Heyersum am Soltbrink.

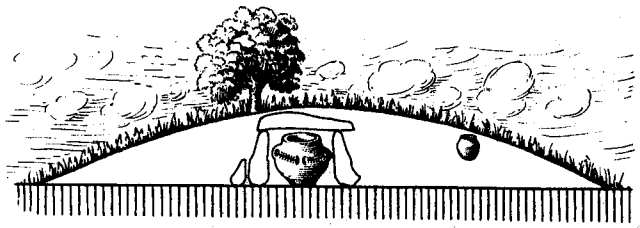


Abb. 35: Aschenurne in einer Hügelgrabkammer im Duinger Walde.

Von höheren Wesen,

vor denen unsere Altvordern sich demütig neigten, sprechen viele der uralten Sagen, und vom Glauben an eine jenseitige Welt, in der der Mensch nach dem Abscheiden weiterlebt, reden die Gräber aller Zeiten. Aber Götterbilder hat es bei den Menschen der Vorzeit nie gegeben und infolgedessen auch keine Tempel. Haine, in denen ein schöner Quell entsprang, waren ihre Heiligtümer. Hier dienten die Alten allem Erhabenen und Geheimnisvollen, dem sie sich in ehrfurchtsvoller Verehrung nahten. Der bildlose Kult galt den Naturkräften, die sich äußern in den Jahreszeiten, in Blühen und Reifen, in Saat und Ernte, in Geburt und Tod, kurzum in allem, was Leben, was Fruchtbarkeit, was Wachstum und Vergehen bedeutet. In späteren Zeiten wurden diese Kräfte personifiziert und z. B. als Wind- und Wettergott verehrt, den man allgemein als Donar, das ist der Donnerer, benannte. Wenn die Sagen vom Kanstein und Sackwald nicht täuschen, hieß dieser in unserer Landschaft Hoike, Heike, Hödeke, das bedeutet der Große, der dem Menschen und allem Besitz Schutz und Segen lieh.

Hoike verehrte man an den segenspendenden Quellen unserer Landschaft: im Asmund am Thüster Berge, im Asbost bei Elze, an den Apenteichquellen bei Winzenburg, an der Quelle in Wetteborn, der Lammequelle im Klostergarten zu Lamspringe und anderen.

In einem Fall ist das besonders augenscheinlich belegt. Aus den Quellen der Apenteiche liegt eine größere Anzahl von Funden vor, die die Forschung als Opfergaben bezeichnet. Für den Schutz und Segen in besonderer Notlage, für Heilung bei schweren Krankheiten, als Vorausgabe bei besonders gefährlichen Unternehmungen der Gemeinschaft und des einzelnen sind solche Spenden der heiligen Quelle anvertraut worden. Sie bedeuten Freude und Dank, sie zeigen Vertrauen und Hingabe. Hier erbat man den Segen für die Saat auf den Äckern, den Schutz von Haus und Hof und für die Herden auf Hude und Weide. Von hier aus veranstaltete man die uralten Feldumgänge im Frühling, um der Gottheit darzutun, wie sehr die Gemeinde von der Güte des Göttlichen abhänge und um ihre alles segnende Hinneigung bitte. Hier, an heiliger Stelle, waltete der Gode, das ist der Priester, seines Amtes. Er segnete mit dem heiligen Hammer des Donnerers das die Ehe schließende Paar, das neugeborene Kind, und in seinen Opfern fanden inbrünstige Fürbitten in Zeiten großer Not und Dank für Erhörung sichtbar Ausdruck.

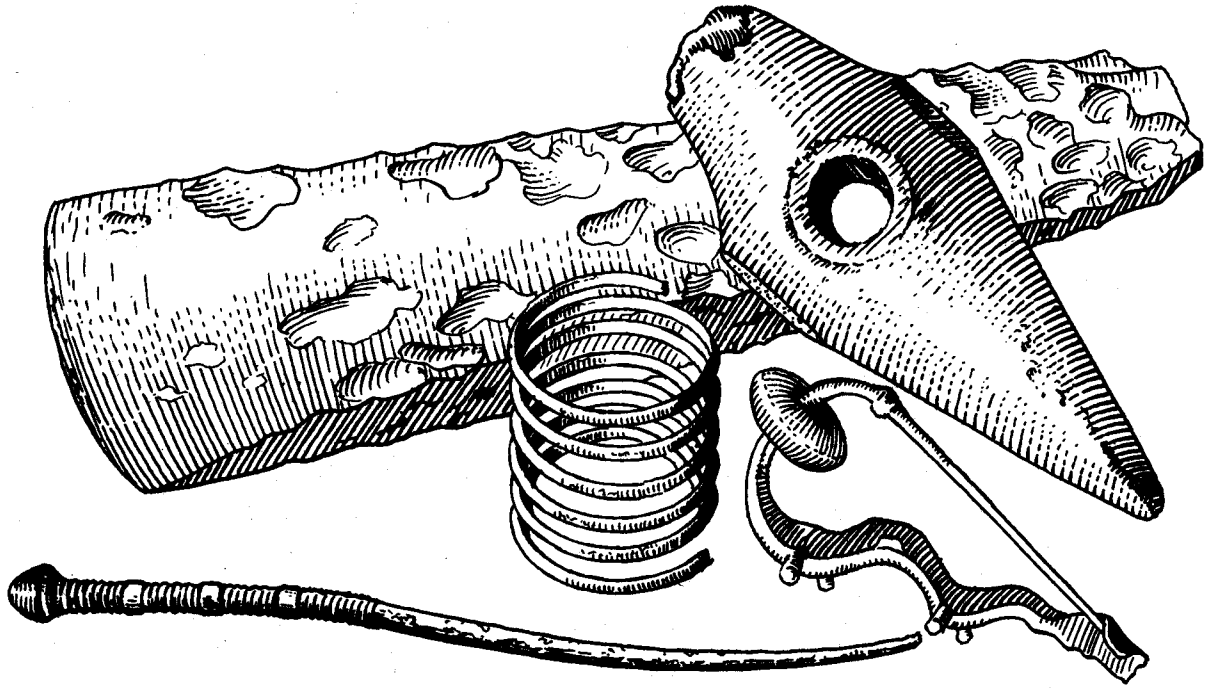
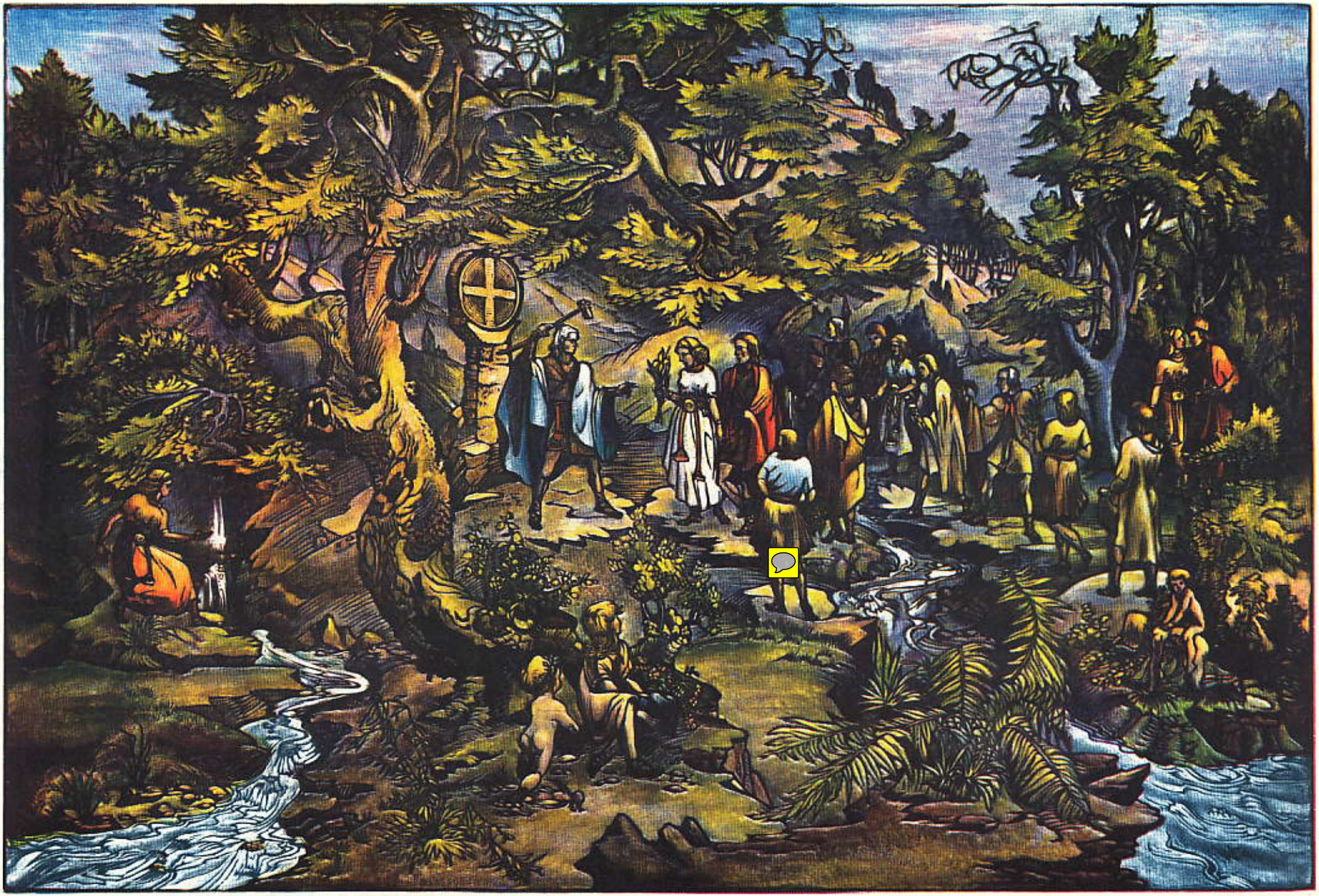


Abb. 36: Funde aus den Quellen der Apenteiche
Großer Feuersteinmeißel (hinten), Kulthammer (rechts), Schmucknadel aus Bronze (vorn), bronzener Armreif (Mitte), Fibel mit Bernsteinperle (rechts).



Hochzeit an den Apenteichquellen

Th. Schultz–Walbaum

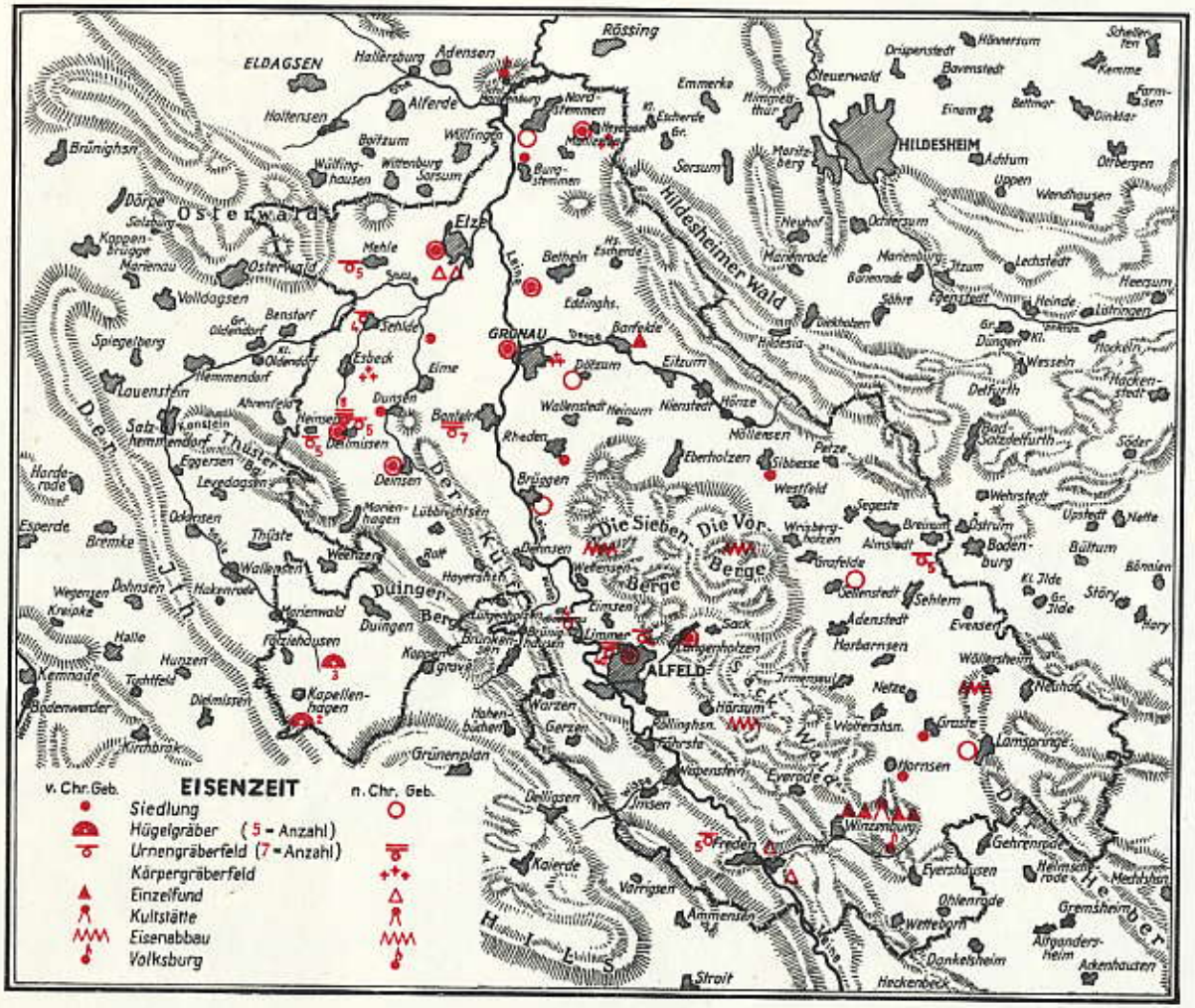


Abb 37: Karte der Eisenzeit
750 v. Chr. G. bis 1 000 n. Chr. G.

VII. Die vorchristliche Eisenzeit

750 v. Chr. bis Christi Geburt

Das Klima

verschlechterte sich zunächst erheblich; es wurde kühler und feuchter. Während der letzten Jahrzehnte v. Chr. G. stiegen die Temperaturen wieder an.

Die Landschaft

erfuhr durch neue Rodungen auf den nährstoffreichen Lößböden weitere Veränderungen. Die gewonnenen Flächen gaben den nicht erbberechtigten Söhnen Pflug- und Weideland.

Die Wirtschaft

bestimmte auch jetzt das Bauerntum. Es siedelte in Einzelgehöften, die aber ohne Zweifel bereits zu Bauernschaften zusammengefaßt waren. Durch die Erfindung des Räderpfluges wurde die Bodenbearbeitung verbessert.

Die Technik

brachte die Verhüttung der Eisenerze. Das Rohmaterial stand in unserer Landschaft an und brauchte nicht - wie in der vorhergehenden Periode - eingeführt zu werden (s. Karte Abb. 37). Die Bronze benutzte man, namentlich für Schmucksachen, weiterhin gern.

Der Wohnbau

entwickelte infolge des absinkenden Klimas große Hausformen (s. Seite 25), die in der Längsachse gegliedert waren. Die Urform des heimischen Bauernhauses zeichnet sich ab.

Der Totenkult

blieb bei der Leichenverbrennung; aber nur geringe Beigaben legte man in die Urnen. Daraus aber auf eine Kulturlosigkeit jener Zeit schließen zu wollen, ist falsch. Man bedenke nur, daß auch unsere heutigen Bestattungen völlig beigabenlos sind (beachte Seite 20).

Die Völkerschaften

unseres weiteren Heimatraumes gehörten den Westgermanen an, die drei große Stammesverbände bildeten. Die Ingväonen saßen an der Nordsee, die Istväonen bewohnten die Räume diesseits des Rheins, denen sich ostwärts die Herminonen anschlossen. Jenseits der Elbe saßen die Ostgermanen.

Herminonen sind auch die Cherusker, zu deren Stammesgebiet bereits in vorchristlicher Zeit unser Land an der Leine zählte (vgl. Karte Seite 24).

Der Drang der jugendstarken Germanen nach neuem Siedlungsraum führte zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit Kelten und Illyriern. Nach deren Überwindung setzte sich die Germanisierung Ost- und Westdeutschlands durch. - In den Jahrzehnten v. Chr. G. kam es zu den ersten Zusammenstößen mit den Römern.

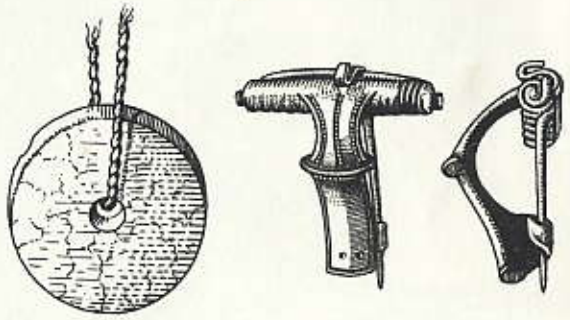


Abb. 38: Schmuck aus der Zeit um Christi Geburt. Links: Chalzedonperle (Halbedelstein), Fundort: Sonnenberg bei Esbeck. - Rechts: Fibel (Gewandhafte) aus der Feldmark Betheln.

Das Eisen

wurde im letzten Jahrtausend v. Chr. G. für die menschliche Kultur von entscheidender Bedeutung. Die meisten Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände und Waffen richtete man nun aus dem neuen Metall her.

Mit dem Auftreten des Eisens entwickelte sich auch die Technik des Schmiedens. Sie war den alten Bronzegußtechniken (s. Seite 17) weit überlegen. - Der Vorzug des Eisens lag darin, daß der Rohstoff im Lande gewonnen (s. unsere Karte Abb. 37) und außerdem durch Glühen und Hammerschlag gehärtet werden konnte. Die geheimnisumwitterte Kunstfertigkeit der Schmiede (z. B. Wieland und Hildebrand) brachte nun Schwerter (z. B. Balmung), Messer und Äxte von z. T. untadeliger Güte fertig. Diese Meisterschaft überlieferten Dichtung und Sage bis in unsere heutige Zeit.

Abb. 39: Zwei urgeschichtliche Eisenschmelzöfen aus Ton. Durch die mit den Füßen betriebenen Blasebälge wird die Hitze des Feuers erhöht, um die nötige Schmelzwärme zu erreichen. Aus einer über dem Boden angebrachten Düse, die zunächst mit einem Tonstöpsel verschlossen war, floß das ausgeschmolzene Erz in eine Form für die Metallbarren. - Rechts im Hintergrunde ein Holzkohlenmeiler, der den notwendigen Brennstoff für die Hochöfen lieferte.

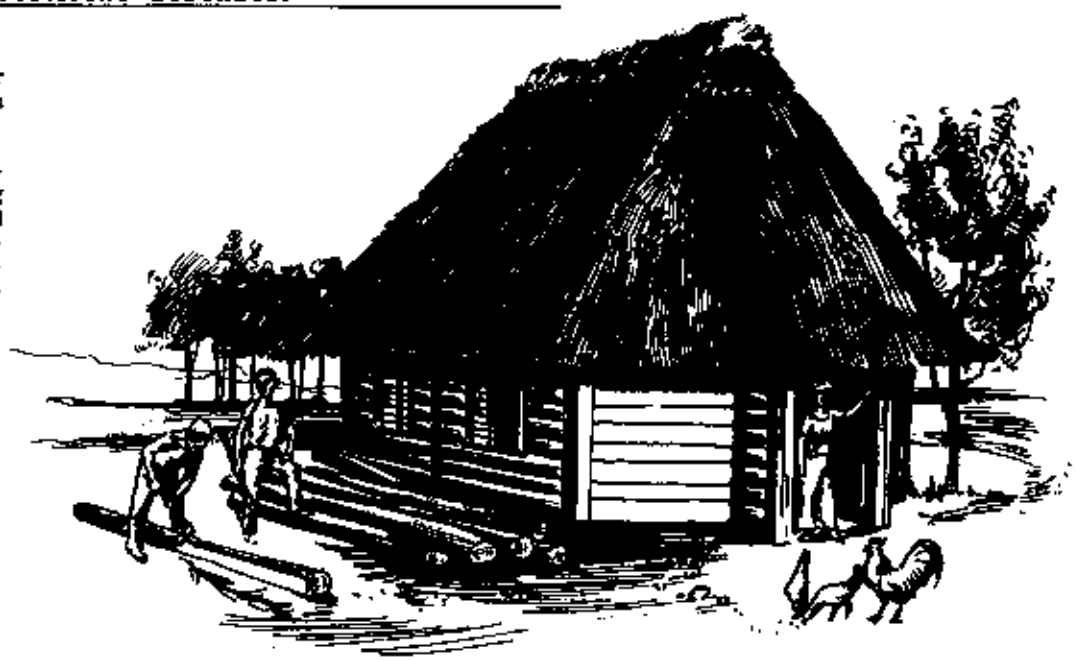


Abb. 40: Haus der vorchristlichen Eisenzeit
Wiederherstellung nach Grabungsergebnissen auf der Feldmark Dellmissen.

Abb. 41: Gefäße der frühen Eisenzeit
Fundort: Feldmark Sehlde. Alter: um Christi Geburt.

Gefäße der Völkerwanderungszeit (4. bis 6. Jhd.)
Fundort: Langenholzen.

Abb. 42: Stammeskarte von Niedersachsen

VIII. Die nachchristliche Eisenzeit

Von Christi Geburt bis 1 000 n. Chr. G.

Das Klima

war immer noch Schwankungen unterworfen, doch trat allmählich Beruhigung ein, und die Niederschläge nahmen ab.

Die Landschaft

wurde durch eine zum Teil planlose Holznutzung wesentlich verändert. Die Waldgebiete waren stellenweise auf die Höhen zurückgedrängt, wozu auch der gesteigerte Weidegang des Viehes erheblich beitrug.

Die Wirtschaft

Wenn auch durch die Berührung mit anderen Völkern (Römer und später Franken) eine Verbesserung der Lebenshaltung eintrat, so änderte sich das Wesen der Altvordern nicht. Sie blieben größtenteils ein freies Volk, geführt von einem zunächst selbstgewählten Adel. Ihre Wirtschaft war eine Bauernkultur.

Die Kunst

entwickelte sich trotz der Schmuckfeindlichkeit des Eisens um die Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. G. zu besonderer Eigenart. Flächenfüllender Kerbschnitt, reiche Flechtbandmuster und vielgestaltige Tierornamentik aber bedeckten das Balkenwerk der Häuser und den Hausrat.

Das Volkstum

Niedersachsens war um Christi Geburt in Einzelstämme gegliedert: Friesen, Chauken, Amsivarier, Langobarden, Angrivarier, Cherusker und andere (beachte Karte Abb. 42). Zum Stammesbereich der Cherusker gehörte auch das Land zwischen Hildesheimer Wald und Ith. - Der Versuch der Römer unter Augustus, die Grenze ihres Reiches vom Rhein bis zur Elbe vorzuschieben, zerschellte an dem unerschütterlichen Freiheitsdrang der norddeutschen Stämme unter der Führung der Cherusker. Norddeutschland blieb frei von Fremdherrschaft.

Später vereinigten sich die meisten Völker des nordwestdeutschen Raumes zum Stammesverband der Sachsen. Nur die Langobarden schlossen sich der Völkerwanderung an und gingen schließlich in fremdem Volkstum unter. Der größere Teil der Sachsen verblieb in seiner Heimat und bildete den Grundstock für die alteingesessene Bevölkerung von heute. Die küstennahen Stämme besetzten mit den Angeln die britischen Inseln, germanisierten das vorher keltische Land und zeigten ihre staatenbildende Kraft. - In den Kämpfen mit den Franken während des 8. und 9. Jahrhunderts mußten sich die Sachsen beugen. Aber schon früh lösten sie sich aus der strengen politischen Bindung durch Karl den Großen und erhielten um 850 einen Stammesherzog. Auf dem Reichstage zu Minende (Bursfelde an der Weser) berief König Ludwig der Deutsche den Grafen an der Leine, Liudolf, zum Herzog in Sachsen. Dieser ist Nachfahre jenes Engernführers Brun aus Widukinds Zeit. Seine großen Besitzungen lagen bei Brunshausen (Gandersheim) und an der mittleren Leine mit dem Haupthof Brüggen. Liudolf gründete 856 das Reichsstift Gandersheim und liegt dort mit seiner Gemahlin Oda begraben. Liudolfs Enkel wurde im Jahre 919 König der Deutschen: Heinrich I.

Abb. 43: Reiterbestattung bei Gronau
Im 5. Jahrhundert kommt die Sitte der Körperbestattung bei unseren Vorfahren wieder auf. Krieger, die im Kampfe fielen, sind mit ihrem Reitpferd begraben.

Von Hudebauern und Ackerleuten

Seit der Jungsteinzeit ging der Mensch den Weg der erzeugenden Wirtschaft. Viehzucht und Ackerbau bedeuteten etwas grundlegend Neues. Die Natur wurde aus Gründen der Ernährungssicherheit in Hege genommen; der Mensch unterwarf sie sich seinen Bedürfnissen und Wünschen, indem er aus Naturgeschöpfen die Kulturpflanzen und Haustiere entwickelte. Der Weg zur Bauernwirtschaft war gefunden. Der von den Menschen eingenommene Raum wurde durch die Bodenbewirtschaftung und die Tierhaltung zur geregelten Herausgabe des Nahrungsbedarfs gezwungen.

Die Kulturstufe des Bauerntums hat dem Menschen das Bewohnen unserer Landschaft für dauernd möglich gemacht, denn Pflanzenzucht und Viehhege gaben von vornherein die bestmögliche Lebensfürsorge. In gewisser Weise brachte sie auch eine Arbeitsentlastung mit sich, so daß der Mensch sich nunmehr auch anderen Aufgaben zuwenden konnte. Er war nicht mehr gezwungen, seine gesamte Zeit mit Jagd und dem mühsamen Sammeln von Wildfrüchten zuzubringen. Auch stand ihm für eine Reihe von Arbeiten die Zugkraft seiner Haustiere zur Verfügung.

Unter Zugrundelegung der heutigen Verhältnisse stellt man sich unter einer Bauernwirtschaft einen Betrieb vor, der den Acker bebaut und Nutzvieh hält. Beide - Bodennutzung und Viehzucht - sind aber durchaus nicht überall miteinander gekoppelt. Noch heute gibt es im vorderen Asien Wirtschaftszustände, die entweder ackergebunden sind oder allein auf Viehzucht beruhen. Auch für die urgeschichtliche Zeit unseres Raumes haben wir Anhaltspunkte für solche Trennung. Und wenn die Forschung bisher annahm, die Sieben Berge und die Sackwaldmulde, aber auch die weiten Gebiete des Hilses seien bis ins aufgehende Mittelalter unbewohnt und damit ungenutzt gewesen, so muß hier gesagt werden, daß diese Auffassung überholt ist. Die lichten Eichen-Hainbuchenwälder der genannten Gebiete luden von jeher zur Viehhude ein.

Wie zahlreiche Funde belegen, siedelten seit den Tagen der Jungsteinzeit sowohl in der Hilsmulde als auch in den weiten Wäldern um den Gottes-Brunnen, der starken Quelle der Warne, viehhaltende Bauern. Ihre Rinder-, Schweine- und Schafherden trieben sie weithin in die Hudegründe. Nicht nur das Gras und die würzigen Kräuter boten dem Vieh die tägliche Nahrung, sondern auch die Jungtriebe der Waldbäume aller Art wurden gern gefressen. Durch den dauernden Verbiß der Sämlinge und des Stockausschlags wurde in stark beweideten Räumen eine allmähliche Ausweitung der Waldblößen erreicht. Der Forst nahm weithin den Charakter einer natürlichen Parklandschaft an, die mit breit ausladenden Baumgruppen besetzt war. Hier suchte das Vieh den wohltuenden Schatten und fand Schutz gegen die Unbilden der Witterung. - Während der Schneezeit des Winters hielt man das Vieh im Pferch, einem von undurchdringlichem Gebüsch umhegten Platz. Jetzt wurden die während des Sommers gesammelten Laubheustapel verfüttert.

Abb. 45: Gehöft des 9. Jahrhunderts n. Chr. G. Links die Halle, wie sie der Hellanddichter beschreibt. In der Mitte hinten die Kemnate der Frauen, wo sie sämtliche Arbeiten im Tagesablauf verrichteten. Zur Rechten die Schmiede. Inmitten des Hofes der Brunnen. (Wiederherstellung nach einer Grabung auf der Wüstung Gudingen, Gemarkung Eime). - In der Nähe dieses Gehöftes lag der "Königstuhl zu Gudingen".

Abb. 44: Die Müllerin von Gudingen
Die Mühle wird durch einen einfachen Drehbetrieb mit der rechten Hand bedient. Die linke streut in die Tülle des oberen Steines die Getreidekörner.

Abb. 46: Kochtöpfe in Kugelform aus der Kemnate des oben abgebildeten Gehöfts. Alter: 8. bis 10. Jahrhundert n. Chr. G. - 1/3 nat. Größe.

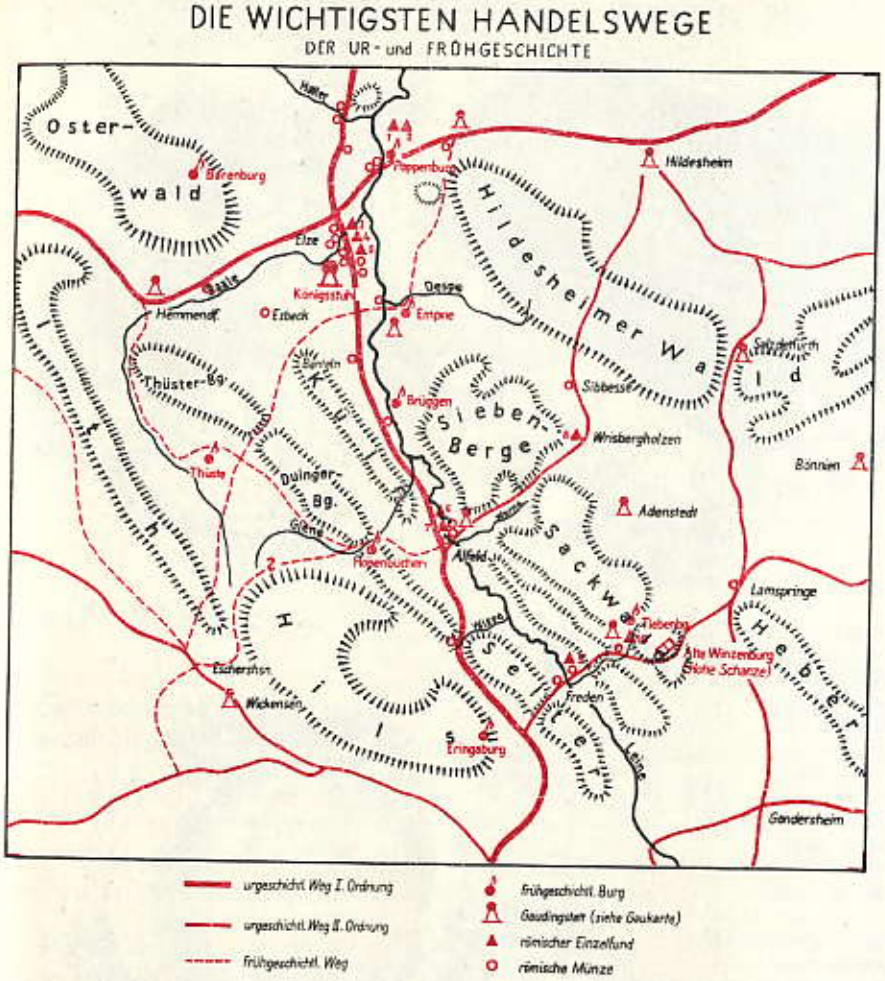
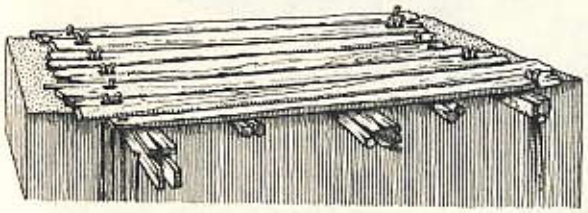


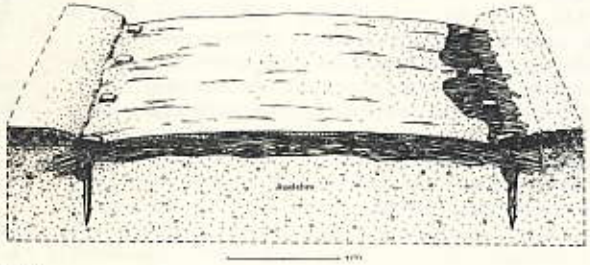
Abb. 47:
Straßenkarte des nördlichen Leineberglandes

Nordgermanische Fibel mit Tierwirbel

Südgermanische Zierscheibe mit Tierwirbel



Bohlenweg aus der Zeit um Christi Geburt
Freigelegt in 2 m Tiefe bei St. Elisabeth - Alfeld.



Faschinenweg im Raum von Gronau
Zeit: 1 000 nach Christi Geburt.

Abb. 48:

Vom Verkehrs- und Straßenwesen

Einen über den nachbarschaftlichen Tauschhandel hinausgehenden Warenverkehr gab es bereits in der Jungsteinzeit. Nachweisen läßt sich dieser nur in groben Zügen, weil die allermeisten der gefragten Sachen vergänglich waren, z. B. Felle, Pelze, Gewebe, Hölzer und Holzwaren, Honig, Vieh und Salz. Dagegen ist der Handel mit Feuerstein, der für die Herrichtung von Werkzeugen und Waffen während der Steinzeit sehr wichtig war, als Rohmaterial und Fertigware allgemein sichtbar. Aus Norddeutschland, Dänemark, Belgien und Nordfrankreich wurde er in die weiten Räume Mitteleuropas gebracht. Auch die Einfuhr von prächtigen Steinwerkzeugen aus schönen, in Deutschland nicht anstehenden Gesteinen (s. Seite 11 und 15) ist durch zahlreiche Schaustücke in unseren Museen belegt.

Nach dem Vertrautwerden mit den Metallen nahm unser norddeutscher Raum neue Verbindungen auf, z. B. mit Irland und Ungarn, Spanien, Siebenbürgen und Italien. Einfuhrgut waren nicht nur die Rohbronze (Kupfer und Zinn), sondern auch die Edelmetalle Gold und Silber. Die oben aufgezählten Gegengaben aus den Roherzeugnissen unseres Landes standen ausreichend für den Tauschverkehr bereit. Am eindeutigsten läßt sich das "nordische Gold", der Bernstein, als Handelsgut nachweisen.

An Hand von Rohbernstein, den man beispielsweise schon früh von der Nordsee nach Italien verfrachtete, aber auch durch manche Bronzen, ist die Forschung in die Lage versetzt, Fernhandel der Urzeit nachzuweisen. So ist ein alter Straßenzug des Bernsteinhandels an der Elbe aufwärts durch das Saalegebiet über das Fichtelgebirge ins Naabtal zur Donau durch viele Funde markiert. Eine andere nicht weniger beachtliche urgeschichtliche Verkehrslinie zog sich hin durchs Leinetal. Sie verband die Elb-Weser-Mündung mit Süddeutschland. Als die Römer an der Donau ihre Handelsplätze gründeten, nahm ihre bedeutendste Metropole Augsburg auch diese Verbindung in Anspruch, wie Ptolemäus uns in seinem Erdkundebuch um 150 n. Chr. G. berichtet.

Ein weiterer für unsere Landschaft nicht weniger bedeutsamer Handelsweg der Urzeit kreuzte bei Elze die Leinetalstraße. Er verband den Niederrhein (Köln) mit dem Elberaum bei Magdeburg, berührte Alt-Hildesheim und auch Braunschweig. Daneben gab es in unserem Bereich eine Anzahl von Wegen zweiter Ordnung, wie unsere Karte ausweist; dörferverbindende Pfade (feldwegartig) enthält diese nicht.

Die Wege der vorchristlichen Jahrhunderte sind in ihrem Straßenkörper allgemein die gleichen wie die der Steinzeit. Meist sind sie auch während des gesamten Mittelalters kaum weiterentwickelt - von einigen Ausnahmen abgesehen. Erst im 18. Jahrhundert ist für den sich steigernden Post- und Warenverkehr der "Chaussee"-Bau notwendig geworden, d. h. die verkehrsreichen Straßen wurden mit einer Steinschotterbahn versehen. Vorher, d. i. seit uralten Zeiten, bestand die "Straße" meist aus einer festen Grasnarbe, die durch dauernde Schafhude verbissen und dicht gehalten wurde.

Die in unserer Karte dargestellten Straßen des Altertums sind nicht Wege, die Ortschaften verbinden, sondern die planmäßig ausgewählten und freigelegten Fernverkehrslinien. Auch haben unsere Altvordern nicht davor zurückgeschreckt, schon recht früh "schwierige" Wegstrecken und Furten nach ihrer Weise auszubauen. Bohlwege und mit Faschinen befestigte Wegteile (s. nebenstehende Abb. 48) sind bei Elze, Gronau, Brüggen und Alfeld in bis zu 2 m Tiefe unter der heutigen Straßendecke der Bundesstraße 3 gut beobachtet und untersucht. Mehrfach ist ihr Mindestalter durch Münzfunde und Metallgegenstände für die Zeit um Christi Geburt und später belegt.

Römer im Lande

Römisches Einfuhrgut aus vor- und nachchristlichen Jahrhunderten belegt, daß zu diesen Zeiten Händler über die Alpen kamen, um ihre Waren in Germanien abzusetzen. Sie reisten sowohl geradewegs über Augsburg, zogen aber auch von ihren Handelsplätzen am Rhein (Köln, Mainz, Trier u. a.) landeinwärts bis zur Elbe. Neben den in unserer Karte (s. Seite 26) vermerkten zahlreichen Münzfunden, Gläsern (bei Elze), Irdenware (Nordstemmen) u. a. sind kostbare Stücke wie das Bronzegefäß von Freden und der Hildesheimer Silberfund beachtlich.

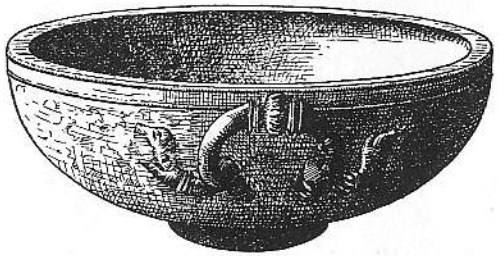
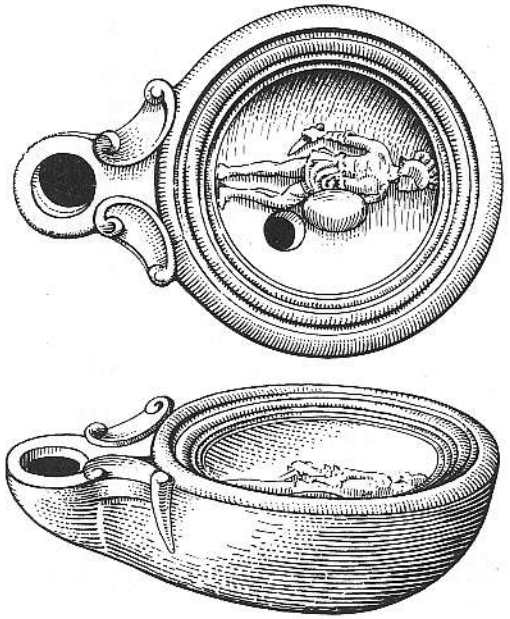


Abb. 49: Römisches Bronzegefäß von Freden



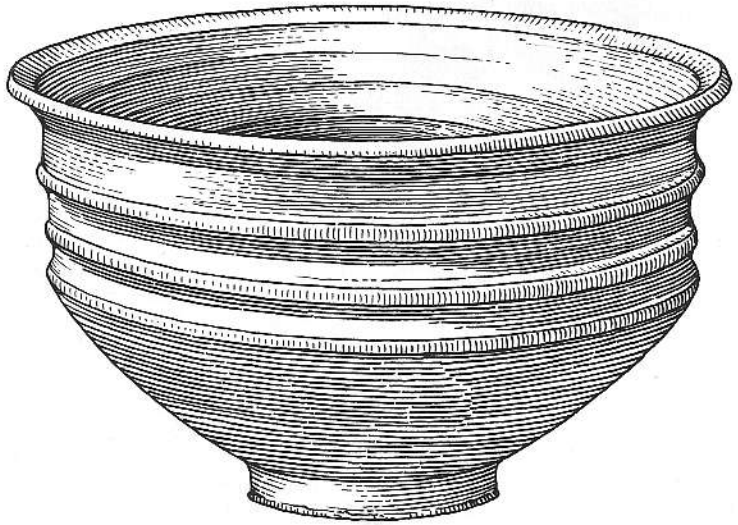


Abb. 50:
Links: Römische Lampe aus rotem Ton
Zeit: 1. Jahrhundert n. Chr. G. Oberes Bild: Aufsicht, unteres Bild: Seitenansicht.

Oben: Römisches Tongefäß
Zeit: 4. Jahrhundert n. Chr. G.
Fundort: Beide Stücke aus einer Grabung südlich der Kirche zu Nordstemmen. - 1/3 nat. Gr.

Abb. 51: Drei Römermünzen
Fundorte: Banteln, Esbeck, Sibbesse.
Zeit: n. Chr. G.

Abb. 52: Zwei römische Gefäße aus dem Silberfund von Hildesheim.

Abb. 53: Königstuhl zu Gudingen. Es wird ein Urteil gesprochen.

Das Recht

jedes Volkstums hat sein besonderes Gesicht. So auch das unserer Landschaft.

Als Grundpfeiler der heimischen Rechtsordnung sind in den Überlieferungen alter Bauernweistümer unseres Raumes immer wieder Friede und Freiheit zu erkennen. Festhalten an bewährter Überlieferung, Hochachtung vor dem Wissen um Sitte und Brauch der Vorfahren - solcher Art sind die Merkmale sassischer Rechtsauffassung. Aus dieser sowie den Rechtssätzen der Dingbücher unserer Landschaft ist vielfältig zu entnehmen, daß unbedingte Zuverlässigkeit im Rechtsverkehr, echte unverbrüchliche Gesinnung und Treue dem Nachbarn gegenüber und einsichtsvolle Fürsorge, die den Nachkommen zusteht, von jedem freien Mann erwartet wurden.

Der Sachsenspiegel

bestätigt das Gesagte eindeutig. Er ist das älteste Rechtsbuch des Niederdeutschen und von Eike von Repgow um 1225 niedergeschrieben. Dieser Spiegel des Rechts der Sachsen will zunächst gar kein Gesetzbuch im Sinne des Wortes sein. Er will weder ein neues Recht erfinden, noch will er die Welt besser machen. Ganz allein soll das zur Zeit der Niederschrift geltende und altbewährte Recht der Niederdeutschen schriftlich festgelegt und damit zu jeder Zeit für die damals übliche Rechtspflege greifbar gemacht werden.

Aus einer großen Rechtserfahrung heraus als Schöffe hat Eike ohne Vorlage ein Werk aus einem Guß geschaffen. Keines der anderen Rechtsbücher, die nach seinem Vorbild entstanden, hat den Sachsenspiegel übertroffen. In einem großen Wurf sind hier das Landrecht für den Grundherrn und die freien Bauern sowie das Lehnsrecht für die Dienstleute, d. h. für die Ritter und sonstigen Inhaber von Lehnsgütern, geschrieben. Auf die Gottheit, als den Anfang aller Dinge, geht nach dem Sachsenspiegel jegliches Recht zurück. Von Gott haben daher auch Gesetzesträger (Landesherr) und Rechtswahrer (Richter und Schöffen) Auftrag und Amtsgewalt.

Um 1 500 lebte rund ein Drittel aller Deutschen nach den Rechtssätzen des Sachsenspiegels. Seine umfassende Wirksamkeit wird durch nichts mehr bezeugt, als durch ihm nachgeschaffene süddeutsche Rechtsbücher, die z. B. als Schwaben- und Frankenspiegel bekannt sind.

Die großen Vorzüge, besonders die Volkstümlichkeit der Darstellung in Bild und Wort, haben dem Sachsenspiegel eine Geltungsdauer bis ins 19. Jahrhundert verschafft. Im Königreich Sachsen galt er beispielsweise bis 1865, und in Thüringen löste ihn erst 1900 das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich ab.

Vom Tie

Kennzeichnende Zeugen ehemaliger Rechtspflege sind die alten Dorfplätze, Tie genannt. Auf ihnen fand sich einstens die bäuerliche Gemeinde zusammen, um über ihre Angelegenheiten zu beraten und gegen die Störer des Gemeindefriedens strafend einzuschreiten.

Den Mittelpunkt des Dorfplatzes bildete meistens eine Linde, gelegentlich war der Tie auch durch einen Kranz von Bäumen eingefaßt. Zuweilen ist bei uns zulande auf dem Tieplatz der uralte Steintisch (Langenholzen, Adenstedt) oder der Tiestein (Blauer Stein in Alfeld) erhalten geblieben, häufiger ist in Straßen- oder Platzbezeichnungen der alte Name überliefert; in einer Anzahl von Dörfern aber geriet er in Vergessenheit. In den Städten und Flecken ist im Verlauf des Mittelalters an die Stelle des Ties das Rathaus getreten.

Auf den Gaudingstätten

versammelte sich nach fester Ordnung mehrmals im Jahr zur Vollmondszeit die Landsgemeinde. Ihr Vorsitzer war der Gogräve. Er leitete das Ding und verfuhr so, wie es im Text der Gaukarte (Seite 30) gesagt ist.

Von der Dingstatt des Aringhos sind auf dem alten Friedhof von Alfeld an der Hildesheimer Straße noch zwei Linden erhalten. Vor der Stadterhebung wurde das Ding am Klinsberg gehegt. Der dazu gehörende "Friehoff" konnte auf der Winde belegt werden. Er war Sitz des Gogräven und diente unter anderem Verfolgten (Blutrache) als Asyl (Freistätte) bis zum nächsten Dingtag. Die Umstände, die das sich nach und nach zu voller Selbständigkeit entwickelnde Stadtrecht (Sate von Alfeld) entstehen ließen, brachten neue Verhältnisse, ja Gegensätze zum alten Recht mit sich. In Beachtung der sich daraus ergebenden Regel "Stadtrecht bricht Landrecht" mußte im 13. Jahrhundert der Gerichtsplatz außerhalb der Stadtbefestigung am oben näher bezeichneten Ort hergerichtet werden.

Der Königstuhl

von Gudingen, südlich von Elze gelegen, fordert unsere ganze Aufmerksamkeit heraus. Hier saß der König selbst zu Gericht. War er verhindert, so vertrat ihn ein dazu aus seiner nächsten Umgebung Berufener (Herzog oder Graf). - Bis in den Aufgang des 17. Jahrhunderts ist diese Örtlichkeit als Versammlungsstätte der Landtage des südniedersächsischen Raumes bezeugt. - Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der 40 Morgen große Eichenkamp, an dessen Südseite der Königstuhl als offener Platz nachzuweisen ist, gerodet und wird seitdem als Ackerland benutzt.

Burgen im Land an der Leine

Großräumige Wallanlagen, Volksburgen genannt, haben wir im Alfelder Gebiet zwei. Sie bestehen aus einem System von Gräben und Wällen, die sich den Formen des Geländes vorzüglich anpassen. Die älteste von ihnen ist die Luke (Burg an der Beusterquelle), die bis in die Zeit des 3. Jahrtausends v. Chr. G. zurückreicht (Karte Seite 12). Eine ähnliche Anlage ist die Urwinzenburg (Hohe Schanze). Sie wird in den Anfang des letzten Jahrtausends v. Chr. G. gehören (Karte Seite 22). Beide Burgen dienten den nichtgermanischen Bewohnern unseres Raumes (Kelten) als Festung gegen die anstürmenden Nordleute (Germanen). - In dem dreißigjährigen Kriege Karls d. Gr. gegen die Sachsen ist die Urwinzenburg in der Art des fränkischen Burgenbaues zu einem großräumigen und festen Bollwerk ausgebaut. Dieses war für die vielen Sachsenzüge Karls, die zuallermeist vom Süden ausgingen, einer der Hauptstützpunkte.

Die Ungarnstürme und die Züge der Normannen (diese kamen vielmals bis Elze) sind der Anlaß zum Burgenbau Heinrichs I. (919–936). Er zwang seine Niedersachsen, nach einheitlichem Plan im Lande eine Vielzahl von festen Plätzen (vgl. nebenstehendes Bild) zu schaffen, die den Feinden Trutz, den Landsassen aber Schutz bieten sollten (Karte Seite 26). Manche dieser Heinrichsburgen (Tiebenburg, Barenburg, Poppenburg, Empne, Eringaburg, Hohenbüchen u.a.) sind später zu Adelssitzen entwickelt.

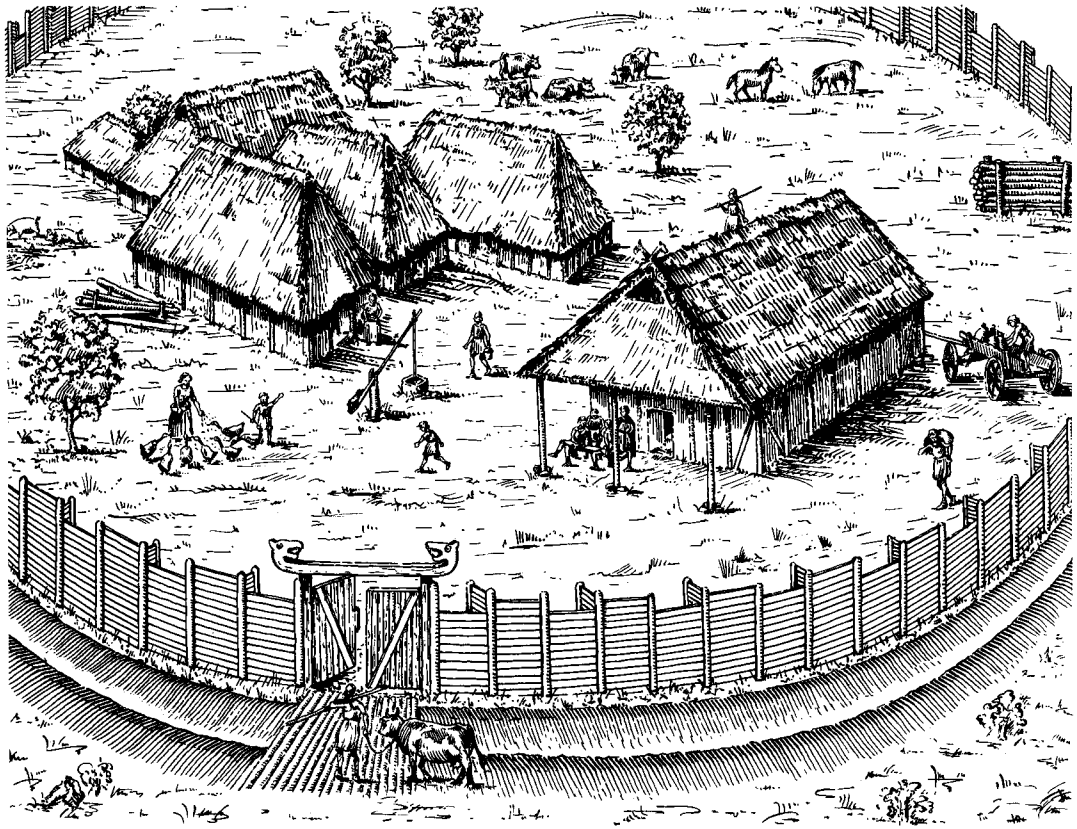


Abb. 55: ⟶ Die Tiebenburg an den Quellen der Apenteiche. (Rekonstruktion). - Zeit: 10. Jahrhundert n. Chr. G.

Bewaffnete Freibauern unserer Heimat (7. bis 9. Jahrhundert n. Chr. G.)

Überschauen

wir zusammenfassend alles das, was die Kette unserer Ahnen im Land zwischen Hildesheimer Wald und Ith während vieler Jahrtausende aus sich heraus geschaffen hat und zu dem gestaltete, was uns eigen ist. Zur Frühlingszeit sehen wir noch einmal im Geiste unsere Altvordern hinter dem Pflug und mit dem Saattuch über die Äcker schreiten. In den Talungen liegen die Dörfer mit ihren Gehöften, eingebettet in die blühenden Obstgärten. Sommertags schweift unser Blick über wogende Getreidebreiten, über die Viehherden auf den Auen der Leine, an Saale und Despe, an Glene, Wispe und Warne. In den Höfen aber schnattert und gackert das Federvieh, und Bäuerinnen mit ihren Mägden werken durch alle Zeiten emsig und immer besorgt um den Bestand von Haus und Hof. Zu Herbstestagen aber ist alles bei der Ernte, um zu bergen, was Fleiß und Gottes Natur aus dem Boden hervorbrachten. - Es steht eines fest: seit wenigstens sechs Jahrtausenden gibt es hierzulande ein seßhaftes, freischaffendes und glückliches Volk, das aus eigenem wuchs und zu dem ward, was heute vor uns steht. Es möge sich zu allen Zeiten wie bisher aus sich selbst immer wieder erneuern! Darin liegt seine Aufgabe als heiligste Verpflichtung.

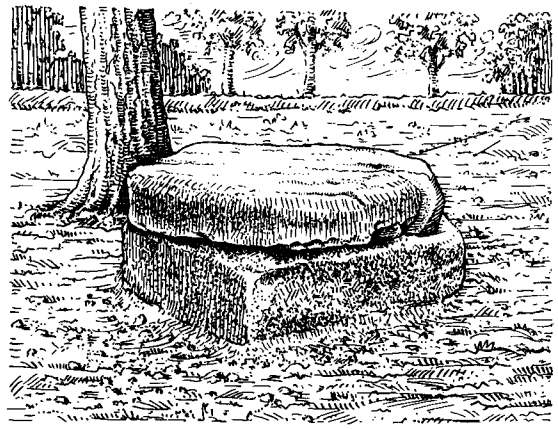
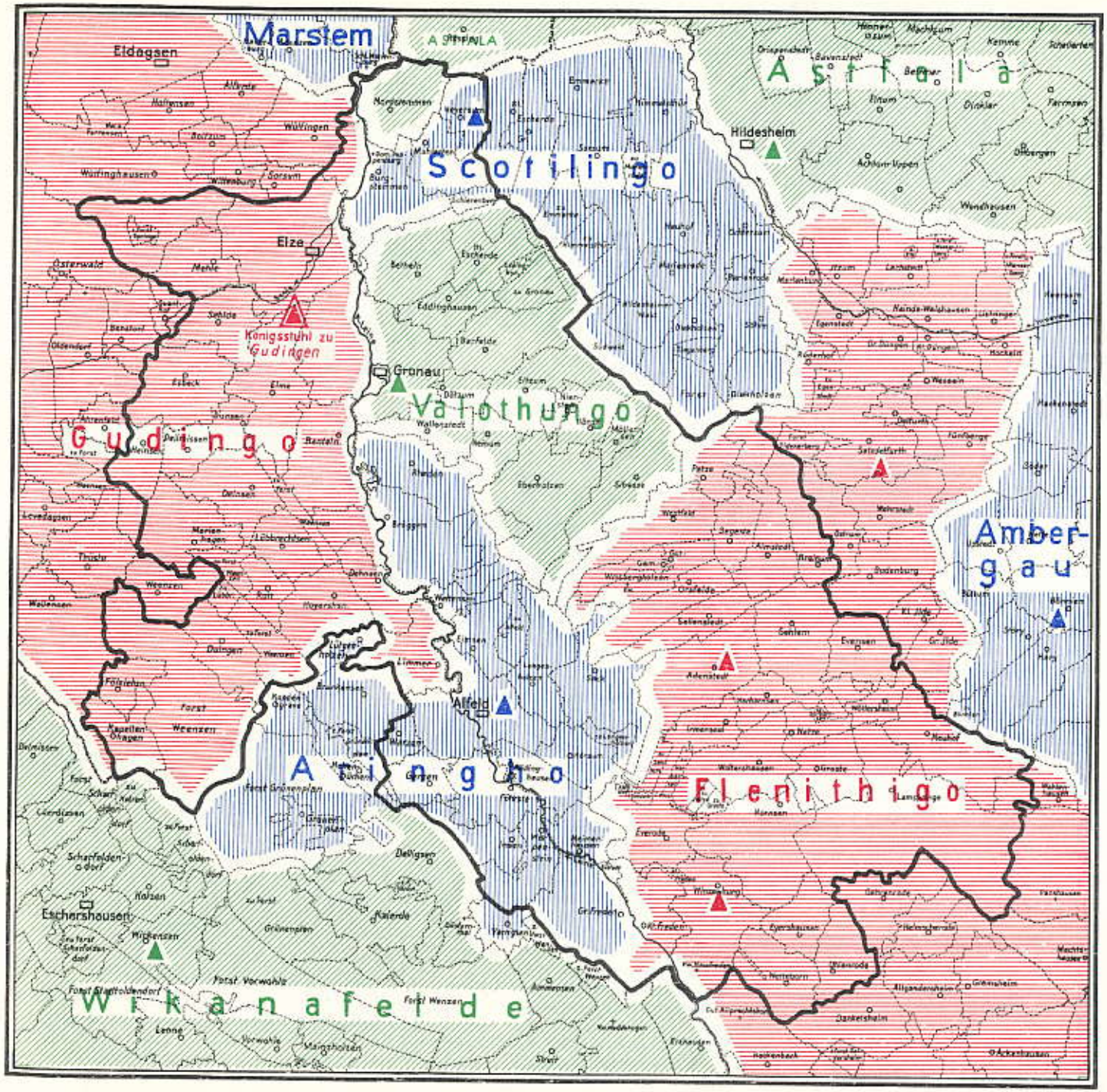


Abb. 54: Der Dorftie zu Langenholzen



XII. Die Gaue um 1000 n. Chr. G.

Die bedeutendste Verwaltungseinheit während der Frühgeschichte unseres Volkstums sind die Gaue gewesen. Sie waren von unterschiedlicher Größe und setzten sich aus einer mehr oder weniger großen Zahl von Dorfschaften zusammen. Die Grenzen, gelegentlich als Mark bezeichnet (vgl. Flurnamen), wurden durch Wälder, Bergzüge oder auch Ödland gebildet. Größere Gaue waren in Untergaue (Goe genannt) gegliedert.

Mittelpunkt des Gaues war die Dingstatt. Hier versammelten sich zu bestimmten Zeiten nach fester Ordnung alle erwachsenen freien Volksgenossen. Vorsitzer war der Gogräve (Gaugraf). Er hegte das Ding. Im Umstand erörterte er alle Rechtsangelegenheiten und ordnete diese nach gefaßten Beschlüssen. Missetäter wurden bestraft, Streitigkeiten der Volksgenossen untereinander geschlichtet, Erbfälle, Ehrenhändel und Fragen des Grundrechtes entschieden. Alle strittigen Angelegenheiten: politische, wirtschaftliche und religiöse, wurden unter Zuziehung von Zeugen und Eideshelfern verhandelt und geregelt.

In fränkischer Zeit (Karl der Große) wurde die Ausübung der höheren Gerichtsbarkeit und Verwaltung an beamtete Grafen übertragen (Winzenburg, Empne u. a.). Es gab Grafschaftsbezirke, die mehrere alte Gaue umfaßten, und solche, die sich nur auf einen Gau erstreckten. Die fränkischen Grafen sind nicht mit den Gaugrafen älterer Prägung zu verwechseln. Grafengericht und Goding sind zwei grundverschiedene Angelegenheiten. Während dem Grafen Landesverwaltung und Landesverteidigung, Grundrechtsfragen und Kirchenschutz oblagen, verblieb dem Goding nur die niedere Gerichtsbarkeit. Nach 1 000 schwindet ihre Bedeutung immer mehr; ihre Aufgaben gehen allmählich an die Allgemeinverwaltung über.

Schwerpunkt der Verwaltungs- und Rechtspflege im südniedersächsischen Raum war der Königstuhl zu Gudingen südlich Elze. Hier wurden Fragen von überörtlicher Bedeutung und offene Streitfälle der Gaue entschieden (s. Seite 28).

Kreuzstein bei Rott

Er wurde zum Gedächtnis eines Erschlagenen namens Konrad gesetzt. Die Inschrift mahnt den Vorübergehenden, seiner zu gedenken.